



# JAQUES LACAN UND SEINE „VIERFÜßLER“

## Von der Subjekttheorie zur Diskurstheorie

Darstellung der vier Diskurse bei Lacan und deren Entwicklung aus der strukturalen Subjekttheorie. Im Fokus steht die Konzeption des „verlorenen Genießens“ und die „Suche nach Genießen“ bei Freud und Lacan. Die vier Diskurse gehen mit den Elementen der Subjekttheorie unterschiedlich um und richten ihre Strategie innerhalb des „sozialen Bandes“, das sie knüpfen, dementsprechend aus: Der Diskurs des Herrn tritt mit unverhohlenem Machtanspruch auf; der Diskurs der Universität verschleiert ihn und gibt sich neutral; der Diskurs der Hysterie begehrt gegen jeglichen Herrschaftsanspruch auf; der Diskurs des Analytikers stellt die Offenheit des Begehrens in den Vordergrund. Die soziale Dynamik der vier Diskurse wird anhand von Diskursformeln erklärt und mit Beispielen aus dem Alltagsleben veranschaulicht.

Christian Kreuzberger, November 2024

## Inhalt

Ein paar Gedanken über den Zusammenhang von <i>Diskurs</i> und <i>Restobjekt a</i> .....	1
1. TRIEBSCHICKSALE ALS ELEMENTE DER DISKURSTHEORIE.....	3
1.1. Der „ <i>Einschlag des Signifikanten</i> “ .....	3
1.1.1. Von Freud zu Lacan: Die <i>symbolische Kastration</i> ( $\$ \diamond a$ ).....	4
1.2. Verdrängung und Triebfixierung.....	6
1.2.1. Von Freud zu Lacan: $S1 \rightarrow S2$ .....	9
1.3. Die „ <i>Suche nach Genießen</i> “ .....	10
1.3.1. Von Freud zu Lacan: Synonyme für „Objekt a“ .....	12
2. DIE VIER DISKURSE als „Vierfüßler“ .....	15
Vier Plätze – vier Elemente – vier Diskurse .....	16
2.1. Vierfüßler 1: DER <i>DISKURS DES HERRN</i> .....	18
2.1.1. Die Formel des <i>Diskurses des Herrn</i> .....	18
2.1.2. Wenn Regieren ins Autoritäre kippt.....	21
3.1. Vierfüßler 2: DER <i>DISKURS DER UNIVERSITÄT</i> .....	23
3.1.1. Vom <i>Diskurs des Herrn</i> zum <i>Diskurs der Universität</i> .....	23
3.1.2. Die Formel des <i>Diskurses der Universität</i> .....	25
3.1.2.1. Form und Funktion der „Universität“: $S2$ .....	26
3.1.2.2. Form und Funktion der universitären Arbeit: $a$ .....	27
3.1.2.3. Form und Funktion von Mehrgenießen ( $a$ ) und Wahrheit ( $S1$ ).....	28
3.1.3. Der <i>Diskurs der Universität</i> als Maximierungsmaschine.....	30
4.1. Vierfüßler 3: DER <i>DISKURS DER HYSTERIE</i> .....	32
4.1.1. Vom Herrndiskurs zum <i>Diskurs der Hysterie</i> : ein revolutionärer Dreh .....	33
4.1.2. Der <i>Diskurs der Hysterie</i> und die Logik des Begehrens .....	35
4.1.3.1. Struktur und Dynamik des <i>Diskurses der Hysterie</i> .....	37
4.1.4. Zusammenfassung und Ausblick .....	38
5.1. Vierfüßler 4: DER <i>DISKURS DES ANALYTIKERS</i> .....	40
5.1.1. Die Formel des <i>Diskurses des Analytikers</i> .....	42
5.1.1.1. Das Verhältnis von Analytiker und Patient: $a \rightarrow \$$ .....	43
5.1.1.2. Die Produktion des Herrnsignifikanten $S1$ .....	44
5.1.1.3. Die Entzifferung des unbewussten Wissens ( $S2$ ).....	45
5.1.1.4. Die <i>Deutung</i> und <i>Konstruktion</i> der Wahrheit durch den Psychoanalytiker .....	46
5.1.2. Anmerkung zum Begriff der <i>Wahrheit</i> .....	48
Ein paar Gedanken über die Verstricktheit des Menschen in einem <i>Diskursmix</i> .....	50
Bibliografie.....	53

## Summary

J. Lacan nennt seine Diskurse tierisch-liebevoll „meine Vierfüßler“, weil sie auf vier Pfoten stehen und laufen können. Sie laufen, je nachdem, wie sie abgerichtet sind, in vier unterschiedlichen Weisen und präsentieren sich darin entweder *herrisch, wissenschaftlich, hysterisch oder analytisch*. Der jeweilige Laufstil hängt davon ab, welches Element der Lacanschen Subjekttheorie ( $S_1$ ,  $S_2$ ,  $\$$ ,  $a$ ) die Gangart bestimmt.

Diese Abhandlung vollzieht im ersten Teil nach, wie Lacan seine „Theorie des Subjekts“ aus den Schriften von Freud herausdestilliert. Ich gehe dabei von Freuds „Psychologie des Unbewussten“ und den sogenannten „Triebchicksalen“ aus, die ein Mensch im Zuge seiner Unterwerfung unter die Sprache und unter die kulturellen Spielregeln auf sich nehmen muss. Wesentliche Momente dabei sind der „Verlust des Genießens“ durch die Errichtung des Inzestverbotes und die dadurch ausgelöste „Suche nach Genießen“ in Ersatzbefriedigungen. Parallel dazu zeige ich, wie Lacan diese „Triebchicksale“ in eine Theorie der Signifikanten übersetzt und am Ende in eine strukturelle Subjekt-Formel gießt.

Der zweite Teil zeigt, wie Lacan die Subjekt-Formel in eine Diskurs-Formel transformiert. Indem er die Elemente der Subjekttheorie auf den vier „Plätzen“ des *Agenten, der Arbeit, der Produktion und der Wahrheit* anordnet, sie quasi *im* oder *gegen* den Uhrzeigersinn dort Platz nehmen lässt, ergeben sich daraus die vier elementaren „Vierfüßler“: der *Diskurs des Herrn*, der *Diskurs der Universität*, der *Diskurs der Hysterie* und der *Diskurs des Analytikers*. Besonderes Augenmerk lege ich dabei auf die Funktion des Objekts  $a$ , das die „Suche nach Genießen“ antreibt. Weil diese Suche zu keinem befriedigenden Ende kommen kann, stellt Objekt  $a$  in jedem „Vierfüßler“ einen „Unruhefaktor“ dar, mit dem er in spezieller Weise umgeht. Um das deutlich zu machen, werden die vier Diskurse der Reihe nach vorgestellt. Die jeweilige Diskursformel wird ausführlich erklärt und mit Beispielen aus dem Alltag veranschaulicht.

In der Lacan'schen Definition ist der Diskurs ein „soziales Band“, eine „Strukturtatsache“. Demnach sind Menschen als konkrete Personen nicht die „Träger“ des Diskurses, sondern dessen „Instrumente“. Die Struktur des Diskurses verstrickt sie in ein signifikantes Handeln miteinander. Dieses ist nicht „rein“ von einem bestimmten Diskurs getragen, in der Regel ist der Mensch immer in einem „Struktur-Mix“ eingeschlossen und lebt sich als „Sprechwesen“ in allen vier Diskursen gleichzeitig aus. Hier ist anzumerken, dass neben den vier Lacan'schen Diskursen noch weitere Derivationen der Basisdiskurse am Werk sind. Der „Diskurs des Kapitals“ ist in Ansätzen schon skizziert, die Konstruktion eines „Diskurses des Aktivismus“ rund um weltpolitische und ökologische Themen wäre denkbar.

Schlüsselwörter: Diskurs – Genießen (Jouissance) – Objekt  $a$  – Signifikant (unärer Signifikant, binärer Signifikant) – Subjektspaltung – Triebfixierung – Verlust (verlorenes Genießen, verlorenes Paradies) – Wiederholung

## Ein paar Gedanken über den Zusammenhang von *Diskurs* und *Restobjekt a*

Was ein *Diskurs* seinem Wesen nach ist, kennen wir vom Wort „*diskurrieren*“, in dem auch der modernere Begriff des „Diskutierens“ steckt. „*Dischgirieren*“, der ältere mundartliche Ausdruck dafür, war vor ein, zwei Generationen landauf, landab als eine beliebte Form des „Tratschens“ bekannt, in der die Nachbarn bei gemütlichem Zusammensitzen ihre Meinungen über Gott und das aktuelle Geschehen in ihrer Welt austauschten. Dieser vertraute Meinungs-austausch über die Aktualitäten des Alltags wird auch heute noch gerne gepflegt, beim „Stammtisch“, sofern es einen solchen noch gibt, aber gewiss immer noch bei einem gepflegten Essen in einem Restaurant oder zuhause mit alten Freunden, oder wenn vertraute Menschen in regelmäßigen Abständen einander einladen und/oder Einladungen folgen. Der Verlauf der Gespräche bei derartigen Anlässen ist meistens von vier Positionen geprägt, die einander abwechseln und in unterschiedlichen Momenten in Erscheinung treten, also nicht immer mit ein und derselben Person zusammenfallen. Da tritt man teils herrisch und rechthaberisch auf; dann wieder setzt man sich als Experte in Szene, der weiß, wovon er spricht und der dies auch gründlich belegen kann; bald darauf zeigt man sich skeptisch und penetrant kritisch, von der dargestellten Sache gar nicht überzeugt und will es unbedingt noch genauer wissen; schließlich kommt es immer auch dazu, dass man zu dem Palaver schweigt und die anderen mit ostentativem Zuhören – „*ich bin ganz Ohr!*“ – dazu bewegt, einfach einmal loszulegen und alles zu sagen, was ihnen auf dem Herzen liegt. In der Diskurstheorie von J. Lacan entsprechen diese Positionen beim Meinungs-austausch den vier Diskursen des „Herrn“, des „Wissens“ (exakt: der „Universität“), der „Hysterie“ und des „Analytikers“. Im Prinzip wird bei jedem dieser Diskurse eine Frage aufgeworfen und mit diesem Ziel in die Diskussionsrunde geworfen, dass eine Antwort darauf gefunden werde. Die Suche nach der Antwort kommt letztlich einer Suche nach der „Wahrheit“ gleich. Das signifikante Spiel wird dabei von eigenen Interessen geleitet, die einem gar nicht klar bewusst sein müssen, im Gegenteil, je mehr man die Suche nach der Wahrheit „vom Bauchgefühl“ aus verfolgt, desto lustvoller erlebt man das eigene Argumentieren. Ja, und was kommt am Ende heraus? Ganz klar: Am Ende gibt es selten eine glatte Übereinstimmung der Meinungen. Es bleibt immer ein „Rest“ an offenen Fragen, es ergeben sich Diskrepanzen, die mit einem weiteren Glas Wein weggespült werden oder – im besten Fall – zu einer neuerlichen Debatte für das nächste Mal aufgehoben werden bzw. – im schlimmsten Fall – zu einem Zerwürfnis führen.

Dieser ungeklärte Rest ist es nun, den Lacan in seine Theorie der Diskurse einführt – und zwar als ein konstitutives Element der Diskursivität, das im weitesten Sinn eine politische Dimension in sich trägt, wie man das aus dem Beispiel des angeregten Gesprächs unter den eingeladenen Gäste (viel)leicht ablesen kann. Immerhin werden dabei Interessen verfolgt, Meinungen vertreten, durchgesetzt oder abgelehnt, Argumente untermauert, Überzeugungsarbeit geleistet, usw. Der „Rest“ als Diskurselement, wie ist das einzuschätzen? Einerseits wirkt ein „Rest“ immer störend, steht er doch dem harmonischen Ausklingen der Gesprächsrunde ein bisschen im Weg. Eine marginale Enttäuschung, eine leichte Eintrübung des Bildes, das man von jemandem hatte, bleibt übrig. Andererseits macht ein „offener Rest“ das Gespräch auch wieder interessant und spannend, sodass man nicht nur von einem „störenden“, sondern auch von einem „produktiven Rest“ sprechen kann.

Wenn ein „Restobjekt“ Fragen aufwirft und die Suche nach Antworten antreibt, so verknüpft das den Begriff *Rest*, wie gesagt, mit dem Begriff *Wahrheit*. Die Wahrheitsfrage stellt auch ein zentrales Element in der psychoanalytisch strukturierten Diskurstheorie dar. Die Psychoanalyse in der Linie von Freud und Lacan war immer zutiefst der Suche nach der „Wahrheit“ verpflichtet. Das analytische Interesse und die therapeutische Arbeit galt dabei immer einem ungeklärten und hartnäckigen „Restobjekt“ in der Psyche der Patientinnen und Patienten, der diesen in ihrem Alltagsleben dermaßen zusetzte, dass sie notgedrungen den Weg in die Analyse nehmen mussten, sofern sie über Wege und (finanzielle) Mittel dazu verfügten. In den Anfängen der Psychoanalyse waren diese „Restobjekte“ die hysterischen Symptome, nach Erlösung schreiende Fragen und Rätsel, die sich in körperlichen wie in seelischen Reaktionen Ausdruck verschafften. Aus der Beschäftigung mit ihnen, ihrer ärztlichen Bearbeitung und analytischen Befragung entwickelte Freud seine psychoanalytische Lehre. Wenn auch die Suche nach Antworten auf diese Fragen und die Lösung dieser Rätsel redlich war und aus dem ethischen Anspruch auf Wahrheit hervorging, so entwickelte sie sich dennoch nicht zu einer Theorie der Wahrheit, sondern führte zur Entdeckung des Unbewussten und zur Ausarbeitung einer Triblehre, die den Verlust des Genießens durch das väterliche Verbot und die Kastrationsdrohung im Ödipuskomplex erklärt.

Lacan unternimmt eine strukturalistische Neuformulierung der Entdeckungen Freuds, was ihn zu den zwei bekannten Formeln führt: a) *Das Unbewusste ist strukturiert wie eine Sprache* (Fußnote: Die verdrängten Triebrepräsenzen werden als signifikante Einheiten aufgefasst.) – und b) *Der Verlust des Genießens ist ein Effekt des Einschlags des Signifikanten*. (Fußnote: S. dazu eine ausführliche Darstellung in der Abhandlung VON DER LUST ZUM GENIESSEN, S. 14-24, auf dieser Webseite) Der Verlust des Genießens vollzieht sich demnach im Zusammenhang mit der Sprache, genauer gesagt, mit der Unterwerfung des menschlichen Lebens unter die symbolische Ordnung mitsamt ihren Forderungen, die in diversen kulturellen Regeln, Geboten und Verboten festgelegt sind. Lacans Freud-Lektüre mündet in eine psychoanalytische Theorie des Subjekts, die später zu einer strukturalen Theorie des Diskurses weiterentwickelt worden ist.

Im ersten Teil dieser Abhandlung geht es um die Skizzierung der Subjekttheorie, weil sie die vier Elemente der Diskurstheorie bereits enthält. Im zweiten Teil werden die Plätze der Diskurstheorie vorgestellt, an denen die Elemente Platz nehmen können und in einer jeweiligen Anordnung vier konkrete Diskurse ergeben.

# 1. TRIEBSCHICKSALE ALS ELEMENTE DER DISKURSTHEORIE

Als „Triebchicksale“ bezeichne ich mit einem Ausdruck von Freud<sup>1</sup> jene Phasen der Triebdomestizierung, die das frühkindliche Leben in seiner Sozialisierung bis zum Untergang des Ödipuskomplexes (ca. ab dem 5. Lebensjahr) durchlaufen muss. Ich skizziere das in groben Zügen, und zwar in der Weise, dass ich von Freuds „Psychologie des Unbewussten“ ausgehe und dann zeige, wie sich diese „Schicksale“ zuerst in Lacans Subjekttheorie niederschlagen und später in seine Diskurstheorie eingebaut werden. Dabei gehe ich in kleinen Schritten vor, weil sich die „Spiegelung“ von Freud und Lacan auf diese Weise leichter und in überschaubaren „Portionen“ darstellen lässt. Das folgende Kapitel umreißt den fundamentalen Zusammenhang von Subjektwerdung und den „Verlust an Genießen“.

## 1.1. Der „Einschlag des Signifikanten“

Freud sieht ein erstes Triebchicksal des Menschen in dem „Verlust des Genießens“, den das infantile Sexualleben mit dem Eintritt in die Kultur hinnehmen muss. Wenn das Neugeborene in der Welt der Sprache zum „Sprechwesen“ erwacht und in die symbolische Ordnung eintaucht, muss sein urwüchsiges Triebleben notwendigerweise gebändigt und in die kulturell festgelegten Bahnen gelenkt werden. Die aggressiven und sexuellen Triebwünsche des Kindes werden folglich domestiziert und in sozial verträgliche, sprich: „diskursive“ Umgangs- und Verhandlungsformen, transformiert. „Triebsublimierung“ nennt Freud das und hält fest, dass dieser Verzicht dem Kind nicht leichtfällt und ihm als ein vages Gefühl des *Unbehagens in der Kultur* ein Leben lang nachhängt, welches darin besteht, nie das tun zu dürfen und an Befriedigung erreichen zu können, was es sich zutiefst wünscht. Das Wissen des heranwachsenden Menschen um das, was die Gesellschaft von ihm verlangt, sorgt für die Einhaltung der sozialen Spielregeln. Damit dieses Wissen auch tatsächlich hält, wird es außerdem durch eine Kontrollinstanz strengstens überwacht: Das ist die Stimme des Gewissens in der moralischen Instanz des ÜBERICHS. Das Gewissen weiß sehr genau um die Triebwünsche des ICHS Bescheid, weil es sich selbst – so wie das ICH – aus demselben Libidoreservoir des ES speist. Das ÜBERICH ist gleichsam ein Komplize des ICHS, aber eben in übergeordneter Position.

Auf der Bahn dieses ersten Triebchicksals ist es die väterliche Kastrationsdrohung im Rahmen des sogenannten Ödipuskomplexes, die der ungehemmten Triebausübung des Subjekts eine markante Grenze setzt: Ein unmissverständliches NEIN! des Vaters untersagt dem Kind – unter Androhung der Kastration (!) – dessen sexuelles Lustleben, weil dieses mit der sozialen Realität nicht vereinbar ist. Betroffen sind in dieser „Frühblüte des infantilen Sexuallebens“ in erster Linie die Autoerotik und das sexuelle Genießen mit dem primären

---

<sup>1</sup> S. Freud, Triebe und Triebchicksale (1915). – In: Freud, Bd. 3

elterlichen Liebesobjekt.<sup>2</sup> Mit der Installierung des väterlichen Verbotes kommt es in weiterer Folge, etwa im Alter zwischen dem 3. und 6. Lebensjahr, zum „Untergang des Ödipuskomplexes“ und zur Identifikation des Kindes mit dem ersten Ichideal. Das Kind wird dahingehend erzogen, dass es in klassischer Weise als Bub in eine ideale Vaterrolle und als Mädchen in eine ideale Mutterrolle schlüpft. Das aufkotroyierte Ichideal und die psychische Kontrolle des Überichs bilden von nun an die *Sperre* für eine Rückkehr des Subjekts zu seinem primären Triebleben. Diese beiden Instanzen des psychischen Apparates halten ein direktes Ausleben des Triebes peinlich unter Verschluss und sorgen dafür, dass die Verdrängung auch weiterhin bestmöglich funktioniert. Und das ist auch notwendig, denn – so Freud – der „verdrängte Trieb gibt es nie auf, nach seiner vollen Befriedigung zu streben, die in der Wiederholung eines primären Befriedigungserlebnisses bestünde“.<sup>3</sup>

### 1.1.1. Von Freud zu Lacan: Die *symbolische Kastration* (§ ◇ a)

Ich halte hier inne, um kurz einzublenden, wie Lacan diese Etappe des Freud'schen Tribschicksals für seine strukturelle Subjekttheorie, respektive Diskurstheorie, übersetzt. Freuds Kultivierung des menschlichen Trieblebens liest sich bei Lacan als „Subjektwerdung“. Die Unterwerfung des Menschenlebens unter die Sprache macht aus dem Kind ein *sub-jectum*, ein der Sprache Unterworfenes, kurz: ein „Sprechwesen“ bzw. ein „Kulturwesen“. Den Begriff „Sprache“ reduziert Lacan nach der Methode des Strukturalismus auf die kleinste differentielle Einheit der Sprache, den *Signifikanten*, wie er vom Schweizer Sprachwissenschaftler F. de Saussure erstmals klar ausgearbeitet wurde. Demnach ist ein Signifikant (S1) das, was ein anderer Signifikant (S2) *nicht* ist. Ein Signifikant ist nichts als *reine Differenz*, die man informationstheoretisch als Folge von 0 und 1 (0 1) bzw. mit einem einfachen Strich (/) als Marke darstellen könnte. Lacan spricht diesbezüglich „von der einfachsten Form einer Marke, die im eigentlichen Sinne der Ursprung des Signifikanten ist“.<sup>4</sup> Daraus folgt für die strukturelle Subjekttheorie der Satz: Der Signifikant *macht* das Subjekt. Lacan formalisiert das mit dem Kürzel §.

Für das Zeichen § gibt es zwei Lesarten. Die erste besagt: Das Subjekt (S) trägt in seiner körperlichen und triebhaften Existenz die Marke der reinen Differenz des Signifikanten (/) in sich. Aus dieser Sicht übersetzt die primäre Körpermarkierung des Subjekts durch den Signifikanten nichts anderes als das, was bei Freud das Kastrationsverbot, das väterliche NEIN!, bedeutet. Lacans Abstraktion ersetzt somit das *ödipale Verbot* durch den *Signifikanten an sich*: Nicht das Verbot und die Androhung der Kastration durch den realen Vater führen zur Austreibung des Genießens, sondern die Einführung des Signifikanten an sich ist es, die diese Funktion übernimmt. Weil die „väterliche Funktion“ durch jede beliebige konkrete Erziehungsperson oder Erziehungsinstitution ausgeübt werden kann, anonymisiert sie Lacan mit dem Titel NAMEN-DES-VATERS. Der Signifikant *Name-des-Vaters* ersetzt den realen Vater

---

<sup>2</sup> Ebd., S. 230

<sup>3</sup> Ebd., S. 251

<sup>4</sup> Lacan 17, S. 55

und dessen Funktion innerhalb des Ödipuskomplexes. Er steht für die Verankerung des menschlichen Lebens in der Sprache, in der Kultur – im Register der SYMBOLISCHEN ORDNUNG.

Zum anderen wird das psychoanalytische Subjekt im Stil der Heraldik mit einem Schrägstrich (/) in seinem Wappen (S) symbolisiert: \$. Das besagt, dass das Subjekt im Sinne Freuds (auf)gespalten ist in ein System *Bewusstes* und in ein System *Unbewusstes*. Das Ichideal und das Überich sorgen dafür, dass der Trieb verdrängt bleibt und seiner Rückkehr eine Sperre gesetzt ist. Er wird, wie ich oben gesagt habe, durch die beiden Verdrängungsinstanzen „peinlich unter Verschluss“ gehalten. Metaphorisch gesprochen, sein Aufenthaltsraum ist das Unbewusste. Dort, im Bereich des ES, können Triebrepräsenzen in Form von unbewussten Gedanken und Bildern frei flottieren und ihr „Unwesen“ treiben, der Weg zurück ins bewusste und erlaubte Spiel der Gedanken bleibt ihnen versperrt. Im Wesentlichen artikuliert sich das Subjekt also auf einen „bewussten“ und einen „unbewussten“ Schauplatz des psychischen Geschehens. Das Paradoxon der Subjekt-Existenz als ein Triebwesen *und* ein Vernunftwesen drückt Lacan so aus: „*Entweder ich denke nicht oder ich bin nicht.*“<sup>5</sup>

Mit der „symbolische Kastration“ oder wie Lacan auch sagt, mit dem „Einschlag des Signifikanten in das Geschick des sprechenden Wesens“<sup>6</sup>, ist der „Verlust des Genießens“ verbunden. Das primäre elterliche Liebesobjekt (in der Regel die Mutter) und das infantile Genießen werden von Freud wie von Lacan auch als „verlorenes Objekt“ bezeichnet. Was bei Freud ein *reales* „verlorenes Objekt“ ist und als ein „primäres Befriedigungserlebnis“ triebhaft wiederholt werden will, mutiert in der Lacan'schen Abstraktion zu einem *mythischen* „verlorenen Objekt“.<sup>7</sup> „Mythisch“ deshalb, weil der kindliche Körper ein volles Genießen nie *bewusst* hat erleben können; es *war* Genießen als ein reiner *Zustand-im-Genießen*, der sich jedem Zugriff von Wort und Bild entzog. Es war nach Lacan ein Zustand des REALEN. Dieser mythische Zustand hat sich, wiewohl er vom Kind nie erfasst worden ist, dennoch im Seelenleben des Menschen als ein Archetypus eingeschrieben. Deshalb konnte er nachträglich, vom Subjekt als „verlorenes Urgenießen“ konstituiert werden. Es ist ein Konstrukt, das aus der Fantasiewelt des Subjekts geboren wurde und dort seither herumgeistert wie etwa der Mythos des „verlorenen Paradieses“.

In beiden Auffassungen des „verlorenen Objektes“, ob nun *real* oder *mythisch* genommen, läuft es dennoch auf dasselbe hinaus: Mit der Subjektwerdung ist das unauslöschliche Phantasma eines „Verlustes an Genießen“ verbunden. Lacan formalisiert es mit:  $\$ \diamond a$  und definiert es als „fundamentales Phantasma“. Das kleingeschriebene *a*, steht für „Objekt *a*“ (das „verlorene Objekt“), und das Rautezeichen ( $\diamond$ ) übersetzt inhaltlich die Tatsache, dass Subjektsein und das Mangelfühl eines primordialen Verlustes unabdingbar zusammengehören. Ein Mangel lässt – wie der eingangs angesprochene „produktive Rest“ eines Gespräches – *etwas zu wünschen übrig*. Und tatsächlich: Lacan bezeichnet „Objekt *a*“ unter anderem als „Restobjekt“ mit produktiver Funktion. Der „negative Rest“, der bei der Subjektwerdung als „Verlust“ und Mangelfühl („Mangel an Sein“) übrig bleibt, will ausgeglichen werden und treibt – nun als „produktiver Rest“ – das Subjekt zur Suche nach

---

<sup>5</sup> Ebd., S. 130

<sup>6</sup> Ebd., S. 61

<sup>7</sup> Siehe dazu: „Zwei Auffassungen des verlorenen Objekts“ in der Abhandlung VON DER LUST ZUM GENIESSEN, S. 17ff, auf dieser Webseite.

Kompensation an. In diesem Sinn übersetzt Lacan „Objekt *a*“ auch als „Objekt-Ursache des Begehrens“.<sup>8</sup>

## 1.2. Verdrängung und Triebfixierung

Ich nehme jetzt wieder die Thematik „Tribschicksal“ auf: *Wie geht es mit dem „ausgesperrten“ Trieb weiter?* Um einer Antwort dafür näher zu kommen, muss zuvor eine andere Frage gestellt werden: *Wie kann/muss man sich einen Trieb überhaupt vorstellen?* Denn nur wenn er etwas „Fassbares“ ist, kann sein Schicksal verfolgt werden.

Freud definiert den Trieb als einen „Grenzbegriff zwischen Seelischem und Somatischem“. Was das Seelische betrifft, so äußert er sich in latenten *und* manifesten Formen von Vorstellungen, Gedanken, Phantasien, Träumen und Wünschen, d.h. er wird in diesen Manifestationen fassbar. Die Phantasievorstellungen und gedanklichen Gebilde in unserem Seelenleben sind die „psychischen Repräsentanten“ des Triebes. „Somatisch“ macht er sich in Gefühlen und Affekten bemerkbar, also in den emotionalen Erregungen, die mit unseren Phantasien und Wünschen verbunden sind. Nach Freuds Definition ist die somatische Seite des Triebes ein „aus dem Körperinnern“ stammender Reiz, der „in die Seele“ gelangt und psychisch verarbeitet werden will. Als „Grenzbegriff zwischen Seelischem und Somatischem“ hat der Trieb somit eine *signifikante (strukturelle)* Seite, die psychische Triebrepräsenz, und eine *ökonomische* Seite, den Affektbetrag, d. i. die libidinöse Besetzung der Repräsenz, die nach Verarbeitung drängt. Wegen dieses Drängens nach Verarbeitung ist jeder Trieb „ein Stück Aktivität“: Er stellt für das Subjekt „ein Maß der Arbeitsanforderung“ dar, die dem Seelischen infolge seines Zusammenhanges mit dem Körperlichen auferlegt ist“.<sup>9</sup> Einfach zusammengefasst lässt sich sagen, der Trieb äußert sich in Form von unbewussten und bewussten Gedanken und Bildern, die von Gefühlen und Affekten begleitet sind. Das „Vernehmen“ des Triebes kann demnach wie ein „Sprechen“ aufgefasst werden, das emotional aufgeladene Vorstellungen transportiert. Der Vergleich mit dem „Sprechen“ bietet sich aufgrund der *signifikanten Struktur* der Triebrepräsenzen an, denn es ist unwesentlich, ob wir die Triebwünsche bewusst, halbbewusst oder unbewusst im Traum wahrnehmen. Deswegen hat für Freud in diesem Punkt „der Gegensatz von bewußt und unbewußt auf den Trieb keine Anwendung“, weil ein Wollen und Wünschen des Subjekts im Bereich des Bewussten ebenso wie im Bereich des Unbewussten *sprachlich* strukturiert ist, und das heißt in *signifikanter* Form repräsentiert wird: „Würde der Trieb sich nicht an eine Vorstellung heften oder nicht als ein Affektzustand zum Vorschein kommen, so könnten wir nichts von ihm wissen.“<sup>10</sup>

Jetzt möchte man wissen: Was bilden die Triebrepräsenzen ab? Bisher ist klar: Es geht um Vorstellungen, wie wir sie aus Träumen, Tagträumen und Phantasien kennen. Nimmt man die unterschwellige (latente) Seite dieser Gebilde ins Visier, so handelt es sich in der Regel um

---

<sup>8</sup> Siehe dazu die Abhandlung „FUNKTION UND FORM DES OBJEKTS *a*“ auf dieser Webseite.

<sup>9</sup> Freud, Bd. 3, 85

<sup>10</sup> Ebd., 136

„verpönte“ Inhalte sexueller oder aggressiver Natur, die vom System des Bewussten als „peinliche“ Inhalte verdrängt worden sind und im Unbewussten als Inhalte realer Erlebnisse oder verbotener Wünsche verbannt bleiben sollen. Daneben gibt es aber auch noch die viel schwerwiegenderen Inhalte der sogenannten *traumatischen* Erlebnisse, die schockartig das Bewusstsein durchbrochen haben, sodass eine bewusste Wahrnehmung derselben erst gar nicht stattfinden können. Dabei kann es sich um sexuelle Szenen gehandelt haben, die ein Übermaß an Reizintensität freigesetzt haben, oder um Erlebnisse, die mit intensivem Schmerz verbunden waren. Im einen wie im anderen Fall handelt es sich um sogenannte „Urszenen“, die kraft der übermächtigen Reizeinwirkung das Seelenleben überwältigt haben und deswegen nicht mehr erinnerbar sind, aber, und das ist Folge des Traumas, das Verhalten des Menschen dennoch unbewusst beeinflussen. Die Inschriften derartiger „Szenen“ sind nach Freud „am stärksten und haltbarsten“, weil „der sie zurücklassende Vorgang niemals zum Bewußtsein gekommen ist“. Sie haben sich in einem Schockzustand, einem *Blackout* des Bewusstseins, ins Seelenleben des Subjekts „ingebrannt“ und dort ihre unauslöschlichen Spuren hinterlassen, die Freud „Dauerspuren der Erregung“ nennt.<sup>11</sup> Diese eingravierten Spuren blockieren das konstante Fließen der Triebreize und führen zu dem, was ich wiederum ein „Tribschicksal“ bzw. mit Freud eine *Triebfixierung* nennen möchte. Der Trieb bleibt an diesen unbewussten „Brandspuren“ hängen, muss immer um deren unbewusste Inhalte kreisen und wird dadurch in seiner Bewegungsfreiheit eingeschränkt. Das Seelenleben bleibt von diesen fixierten Triebrepräsenzen „gezeichnet“, weil sie im Unbewussten des Subjekts so etwas wie eine Art basales Gedächtnis darstellen. „Gezeichnet“ heißt in dem Fall, das Subjekt kommt von seinem Tribschicksal nicht mehr los: Es kann sich an das traumatische Erlebnis nicht willentlich zurückerinnern und es folglich auch nicht verarbeiten, dieses stößt ihm vielmehr unwillentlich hoch, etwa in wiederkehrenden Alpträumen oder zufällig in unvorhergesehenen Situationen. Weil ein derartiges Tribschicksal nicht das Resultat einer Verdrängung durch das Bewusstsein ist, sondern „negativer Rest“ einer Schreck-Erfahrung, gehört es nicht zum Verdrängten, sondern zum „Urverdrängten“. Nach der Definition Freuds geht die „Urverdrängung“ mit einer schockartigen Durchbrechung des psychischen Reizschutzes einher und ist „eine erste Phase der Verdrängung, die darin besteht, daß der psychischen (Vorstellungs-)Repräsentanz des Triebes die Übernahme ins Bewußte versagt wird. Mit dieser ist eine *Fixierung* gegeben; die betreffende Repräsentanz bleibt von da an unveränderlich bestehen und der Trieb an sie gebunden.“<sup>12</sup> (109)

Somit haben wir zwei Kategorien von Triebrepräsenzen im Blick: Jene, die beweglich sind und vom Bewussten „verdrängte“ peinliche Inhalte transportieren; und solche, die „urverdrängt“ sind und unbewegliche Inhalte repräsentieren, an die der Trieb fixiert bleibt. Da sich das Unbewusste notwendigerweise über beide Kategorien des Verdrängten artikulieren muss, geraten das *fixierte* und das *bewegliche* Verdrängte in einen ständigen Austausch miteinander. Dabei dominiert der starre Block des Urverdrängten. Er übt – gleich einem Fixstern – eine starke Anziehungskraft auf die frei beweglichen Triebrepräsenzen aus und hält sie in Bann. Auf diese Weise unterstützt er die Verdrängungsarbeit des Bewussten, sodass Freud festhalten kann, dass „die *eigentliche Verdrängung*“, so wie wir sie vom Ich und Überich her kennen, nur „ein Nachdrängen“ ist:

---

<sup>11</sup> Ebd., S. 235

<sup>12</sup> Ebd., S. 109

Man tut übrigens unrecht, wenn man nur die Abstoßung hervorhebt, die vom Bewußten her auf das zu Verdrängende wirkt. Es kommt ebenso sehr die Anziehung in Betracht, welche das Urverdrängte auf alles ausübt, womit es sich nur in Verbindung setzen kann. Wahrscheinlich würde die Verdrängungstendenz ihre Absicht nicht erreichen, wenn diese Kräfte nicht zusammenwirkten, wenn es nicht ein vorher Verdrängtes gäbe, welches das vom Bewußten Abgestoßene aufzunehmen bereit wäre.<sup>13</sup>

Die Dynamik des Unbewussten wird dieser Aussage zufolge vom Schicksal der Triebfixierung dominiert. Die „Dauerspuren der Erregung“, bringen dem Subjekt ein ständiges, spezifisches Rumoren des Triebes zu Gehör und drängen nach Anerkennung in dem Sinn: „*Höre doch, was mich festhält und bedrängt! Löse mich aus der Fessel und lass mich atmen!*“ Die Unnachgiebigkeit und Penetranz dieser Stimme macht nach Freud ein elementares Kennzeichen des Triebes aus: „Der Charakter des Drängenden ist eine allgemeine Eigenschaft der Triebe, ja das Wesen derselben.“<sup>14</sup> Die Stimme des Triebes stellt, wie oben festgehalten, für das Subjekt „ein Maß der Arbeitsanforderung“ dar und zwingt dem Seelenleben die Unternehmung einer psychischen „Erlösung“ auf, die – triebökonomisch gesehen – in einer libidinösen Entladung besteht. Um das zu erreichen, zieht das Unbewusste alle signifikanten Register, die ihm zur Verfügung stehen: Die Triebrepräsentanzen geraten mit dem Urverdrängten in Kontakt und werden angetrieben, „sich weiter zu organisieren, Abkömmlinge zu bilden und Verbindungen anzuknüpfen“, „im Dunkeln“ zu wuchern, um sich in den Bereich des Bewussten vorzuarbeiten und sich dort Gehör zu verschaffen.<sup>15</sup> Dazu werden die signifikanten Techniken der Verschiebung (Metonymie) und der Verdichtung (Metapher) eingesetzt, was die Entstellung und Tarnung der Triebrepräsentanzen ermöglicht. Das wiederum ist notwendig, um die Ichzensur zu umgehen und ins Bewusstsein vorzudringen. „Durch den Prozess der *Verschiebung* kann eine Vorstellung den ganzen Betrag ihrer Besetzung an eine andere abgeben, durch den der *Verdichtung* die ganze Besetzung mehrerer anderer an sich nehmen.“<sup>16</sup> Unbewusste Inhalte können dank dieser Prozesse verblassen oder zu intensiven Bildern aufgeladen werden. Sexuell verpönte Gedanken werden „entladen“ und mit harmlosen Bildern verknüpft, sodass sie – z.B. im Traum – das Ich im Schlaf belassen und in den Bereich des manifesten Traum Inhaltes vordringen können. Der Traum dient durch seine Maskierungen dem Ich und reißt es nicht aus den Träumen. Er ist der „der Wächter des Schlafes“, weil die psychische Umkleidung der Triebrepräsentanzen der Lust-Unlustregulierung gehorcht. So gelingt es ihm, das Triebverlangen ein *wenig*, nie ganz, zu stillen. In diesem Sinn ist der Traum eine Wunscherfüllung.

---

<sup>13</sup> Ebd., S. 109

<sup>14</sup> Ebd., S. 85

<sup>15</sup> Ebd., S. 109f

<sup>16</sup> Ebd., S. 146

### 1.2.1. Von Freud zu Lacan: S1 → S2

Ich mache jetzt wieder einen Schwenk zu Lacan und zeige, wie er dieses „Tribschicksal“ formalisiert. Ein erster Hinweis ist mit der *signifikanten Struktur* der Triebrepräsenzen bereits gefallen. Dazu gehört auch mein Vergleich des Triebes mit einer Stimme, die spricht. Lacans entsprechende Übersetzung dafür lautet: *Das Unbewusste ist strukturiert wie eine Sprache*. Die Freud'sche *Triebrepräsenz* ist für Lacan ein *Signifikant*. Und der Verkehr der Triebrepräsenzen miteinander, ihre Kombinationen der *Verschiebung* und *Verdichtung* funktionieren homolog den sprachlichen Operationen der Metonymie und Metapher. Triebrepräsenzen gehen wie sprachliche Einheiten (z.B. Wörter) Verknüpfungen ein: Sie können sich diachron in einem Nacheinander der syntaktischen Reihe verknüpfen (*hier* kommt eine Katze, *und* jetzt fängt sie eine Maus); sie können sich auch synchron im Sinn einer metaphorischen Überlagerung verknüpfen („Hütte“ *steht für* „Haus“). Die Elemente unseres gesamten Wortschatzes werden in der Regel mithilfe dieser signifikanten Techniken zu Texten kombiniert: zu einfachen Gebrauchstexten ebenso wie zu komplexen poetischen Texten. Wenn die unbewusste Traumarbeit „textet“, dann bringt sie manifeste Traum Inhalte zutage, die uns wie manche poetische Texte sehr schwer verständlich und „verschlüsselt“ erscheinen. Sie sind ebenso wie leicht lesbare Texte aus signifikanten Elementen generiert.

Die Gesamtheit der signifikanten Elemente nennt Lacan „Signifikantenschatz“ oder „Batterie der Signifikanten“ oder auch „Code“. Man kann dafür auch den geläufigeren Begriff „Wortschatz“ einsetzen. Wir verfügen über einen *aktiven* und einen *passiven* Wortschatz. Der *passive* Wortschatz kann, wenn man so will, dem Vorbewussten oder dem Unbewussten zugeordnet werden. Signifikanten – Wörter, Triebrepräsenzen, das gesamte digitale Wissen – durchfließen unseren psychischen Apparat. In diesem Sinn ist der „Signifikantenschatz“ zugleich bewusst *und* unbewusst. Alles, was gewusst werden kann, ist vorläufiges Wissen, denn es kommt immer etwas Neues nach. Es ist daher einem offenen unabschließbaren Signifikantennetz gleichzusetzen, in das wir als Subjekte eingeschrieben sind. Lacans Term für das offene Wissen bzw. die vorläufige Summe der Signifikanten ist S2. Im einfachsten Fall ist S2, verstanden als Wissen, ein Signifikantenpaar und folglich *binär* strukturiert. „Binär“ deshalb, weil ein einzelner Signifikant für sich allein genommen „unsinnig“ ist, weil er sich nicht aus sich selbst heraus bestimmen kann, weil er keine Identität hat. Er braucht für seine nähere Bestimmung mindestens einen zweiten Signifikanten, der „erklärt“, was er ist. In der Regel braucht er noch viele weitere Signifikanten, die sich einer nach dem anderen erklären. S2 ist also die Abkürzung für eine offene Menge von Signifikanten. Beispiel: Ich weiß nicht, was ein Wort bedeutet. Also gehe ich zur „Suchmaschine“ (Google oder Lexikon) und befrage so viele signifikanten Einträge, bis mir das „Wort“ nach X Signifikanten etwas sagt und zu einem „Begriff“ geworden ist.

Um den Zusammenhang des Signifikanten mit dem „Verlust des Genießens“ zu zeigen, setzt Lacan das Kürzel S2 für das unbewusste Wissen ein, also für das gesamte Geflecht der Triebrepräsenzen. Innerhalb dessen nimmt die Triebfixierung eine Sonderstellung ein. Lacan formalisiert die Sonderstellung mit S1 und setzt sie mit der Position des „Herrnsignifikanten“ gleich. Paradoxerweise entspricht diese Dominanz einer Unfähigkeit. Die traumatische Inschrift, an die der Trieb „fixiert“ ist, bleibt in sich eingeschlossen, steht „hilflos“ da und hat als isolierter einzelner Signifikant keinerlei Bedeutung. Im Gegensatz zu S2, dem *binären* Signifikanten, ist S1 ein *unärer* Signifikant. Als ein solcher erhält er eine

Bedeutung erst über die Beziehung zu anderen Signifikanten/Triebsrepräsentanzen. Lacan formalisiert das mit:  $S1 \rightarrow S2$ . Zum besseren Verständnis gebe ich einen Vergleich mit dem Schachspiel:  $S1$  agiert als unbeweglicher „König“. Ohne die anderen Spielfiguren  $S2$  ist dieser wertlos. Seine Macht erklärt sich nur aus seiner Dame und deren Mitstreitern bzw. der momentanen Konstellation in der Schachpartie. – Über das „Schachspiel“ kann ich den Ball von Lacan zum Freud’schen „Tribschicksal“ weiterspielen: Lacan definiert  $S2$  als das „Mittel zum Genießen“.<sup>17</sup> Im Beispiel der Schachpartie stellen die Spielfiguren mit ihrem Wissen und Können ( $S2$ ) für den Herrnsignifikanten und König ( $S1$ ) dessen „Mittel zum Genießen“ dar. *Was will und kann der König genießen?* Jedenfalls nicht den Ausgangspunkt seines Vollgenusses mit  $S2$ , denn da ist er ja noch nicht in der Schachpartie. Dasselbe gilt für den Trieb. Bevor der Mensch zum „Trieb-Subjekt“ wird, ist er – als Säugling – noch im Vollgenuss der elterlichen Versorgung, aber noch nicht im vollen Spiel des Lebens. Zum „Trieb“ und zum „Tribschicksal“ kommt es erst mit dem Eintritt in das signifikante Spiel.<sup>18</sup> Ab dem Punkt ist der Zustand des Vollgenusses verloren und das Subjekt der „Suche nach Genießen“ ausgeliefert. Der Trieb möchte den „verlorenen Zustand“ nicht missen, er möchte ihn wieder haben und sucht danach. Er möchte das wieder finden, was er durch den „Einschlag des Signifikanten“ verloren hat. In Lacans Diktion: Das Subjekt ( $\$$ ) wird durch das verlorene Genießen (Objekt  $a$ ) auf die „Suche nach Genießen“ geschickt und dem Wiederholungszwang ausgeliefert – in dem Sinn, dass die Wieder-Einholung des Verlorenen scheitern muss:  $\$ \diamond a$  ist sein „Los“.

### 1.3. Die „Suche nach Genießen“

In diesem Kapitel möchte ich die Spiegelung von Freud und Lacan nicht mehr etappenweise vornehmen, sondern in einem kontinuierlichen Pendeln zeigen.

Mit „dem Einschlag des Signifikanten in das Geschick des sprechenden Wesens“<sup>19</sup> wird – gleichursprünglich – das Subjekt als „Sprechwesen“ und das „verlorene Objekt“ konstituiert:  $\$ \diamond a$ . Das Subjekt ist von da an phantasmatisch mit der Vorstellung eines „verlorenen Genießens“ verschweißt, was ihm die triebgesteuerte „Suche nach Genießen“ auferlegt. Freud beschreibt es mit diesen einprägsamen Worten:

Der verdrängte Trieb gibt es nie auf, nach seiner vollen Befriedigung zu streben, die in der Wiederholung eines primären Befriedigungserlebnisses bestünde; alle Ersatz-, Reaktionsbildungen und Sublimierungen sind ungenügend, um seine anhaltende Spannung aufzuheben, und aus der Differenz zwischen der gefundenen und der geforderten Befriedigungslust ergibt sich das treibende Moment, welches bei keiner der hergestellten Situationen zu verharren gestattet, sondern nach des Dichters Worten 'ungebändigt immer vorwärts dringt' (Mephisto im Faus, I [4. Szene], Studierzimmer).

<sup>17</sup> So der Titel von Kapitel 3 in: Lacan 17, „Wissen, Mittel zum Genießen“.

<sup>18</sup> Der Vergleich „hinkt“, denn im Spiel des Lebens und des Signifikanten ist der Mensch bereits im Embryo-Stadium, wo er „Triebaufgaben“ und anderen signifikanten Einwirkungen unterliegt.

<sup>19</sup> Lacan 17, S. 61

Im selben Zug weist Freud aber daraufhin, und das ist wahrhaft „schicksalhaft“, dass dieses Unternehmen scheitern muss, denn:

Der Weg nach rückwärts, zur vollen Befriedigung, ist in der Regel durch die Widerstände, welche die Verdrängungen aufrechterhalten, verlegt, und somit bleibt ihm nichts anderes übrig, als in der anderen, noch freien Entwicklungsrichtung fortzuschreiten, allerdings ohne Aussicht, den Prozess abschließen und das Ziel erreichen zu können.<sup>20</sup>

Die Ausführung von Freud legt zwei Seiten des Verlusts an Genießen offen.

Für das verlorene „große“ Genießen müssen jetzt kleine „Ersatzbildungen“<sup>21</sup> erhalten. Um wieder einmal auf den Begriff des *Restes* zurückzugreifen, möchte ich sagen: Ein Genießen gibt es nur als „Restgenießen“ in der Ersatzhandlung oder im Symptom. Ich beziehe mich dabei auf Freuds Formulierung im obigen Zitat, die da lautet: „und somit bleibt nichts anderes übrig“. Was „übrig bleibt“, ist der „Rest“, ein Abklatsch des Geforderten. „Man nimmt sich ein Scheibchen davon, vom Genießen“, formuliert es Lacan.<sup>22</sup> Ein zweiter Grund für meine Bezugnahme auf *Rest* liegt darin, dass Lacan dieses Genießen mit unterschiedlichen Wendungen etikettiert, die assoziativ um den Begriff des *Restes* kreisen. Um nur ein paar Beispiele – vorwiegend aus dem Seminar 10 – zu geben, fallen da Ausdrücke wie *Rest*, *Abfall*, *was herausfällt*, *Restobjekt*, *Objekt a*, *Objekt-Ursache des Begehrens*.<sup>23</sup>

Die andere Seite, die Freud und Lacan in diesem Zusammenhang ansprechen, ist die Wiederholung, genauer gesagt, der Wiederholungszwang, jenes psychische Symptom, das aus dem Verlust hervorgeht. Das „Trieb-Subjekt“ lässt von seiner Suche nicht ab, weil es zwanghaft darauf fixiert ist. Freud arbeitet den *Wiederholungszwang* in *Jenseits des Lustprinzips* (1920) penibel aus und kommt aufgrund des wiederholten Scheiterns der Suche am Ende zur Annahme des Todestriebs, der das Leben auf eine frühere Stufe zurückführen möchte, im Idealfall auf einen Zustand ohne Spannung, ohne Atem: einen endlich erreichten Frieden. Die Suche sei nur ein Umweg zu diesem Ziel, rätsoniert Freud, der Umweg verdanke sich dem Einschreiten des Lebenstriebes, weil dieser stets neue libidinöse Energie zuschieße, damit die Suche noch einmal und noch einmal aufgenommen werden könne. Lacan übernimmt den Gedanken, wenn er die Suche mit einer einzigen Wendung als „Suche nach Genießen als Wiederholung“ formuliert und das so kommentiert: Was „uns als Wiederholung interessiert und was sich von einer Dialektik des Genießens einschreibt, ist eigentlich das, was gegen das Leben geht, (...), die Rückkehr zum Unbelebten.“<sup>24</sup> Wiederholung kann nie zu einem befriedigenden Genießen kommen und muss, wie es im Freud-Zitat heißt, „ohne Aussicht“ bleiben, „den Prozeß abzuschließen und das Ziel erreichen zu können“. Lacan bestätigt das mit dem, was „die Erfahrung, die Klinik“ anzeigt, nämlich:

Die Wiederholung ist auf einer Rückkehr des Genießens gegründet. Und was in dieser Sache durch Freud selbst eigens dargelegt wurde, das ist, dass in dieser Wiederholung selbst etwas

---

<sup>20</sup> Freud, Bd. 3, S. 251f.

<sup>21</sup> Ebd., S. 114f.

<sup>22</sup> Lacan 17, S. 137

<sup>23</sup> Vgl. dazu die Abhandlung DIE VIER FORMEN DES OBJEKTS *a* auf dieser Webseite

<sup>24</sup> Lacan 17, S. 54

zustande kommt, das Schwäche, Scheitern ist. (...) Genau darin hat im Freud'schen Diskurs die Funktion des verlorenen Objekts ihren Ursprung.<sup>25</sup>

### 1.3.1. Von Freud zu Lacan: Synonyme für „Objekt a“

An dieser Textstelle im Seminar 17 beginnt Lacan einmal mehr, sein „verlorenes Objekt“, das „Objekt a“, neu zu denken und für seine Diskurstheorie umzuformulieren. Diesmal schlägt er mit Rücksicht auf den Todestrieb und den Begriff des „Genießens“ den *energetischen Weg* ein und interpretiert „Objekt a“ als *Entropie*. Seine Erklärung beginnt so: „Man braucht nur vom Lustprinzip auszugehen, das nichts ist als das Prinzip der geringsten Spannung, der minimalen Spannung, die aufrechtzuerhalten ist, damit das Leben fortbesteht.“<sup>26</sup> Damit bezieht er sich auf Freuds „Bezeichnung des Lustprinzips als Wächter des Lebens“<sup>27</sup> und fährt fort mit der Begründung, dass „an sich das Genießen darüber hinaus ist, und dass das, was das Lustprinzip aufrechterhält, die das Genießen betreffende Grenze ist“.<sup>28</sup> Das Genießen verletzt die Grenze des Lustprinzips, des „Wächters des Lebens“, und verschreibt sich darüber dem, „was gegen das Leben geht“, dem Todestrieb. In der Folge dieser Erläuterung tauchen neue Wendungen auf, die enger um den Begriff des *Genießens (jouissance)* selbst kreisen. Das sind vor allem die Wortkreationen *Mehrgenießen*, *Mehrlust*, *Überschuss* und schließlich das Schlagwort *Entropie*. So ist hier vom „Entropieeffekt“ die Rede, in dem „das Genießen Status“ gewinnt, „eben dadurch, dass es in der Dimension des Verlustes wahrgenommen wird“. Und interessant der Zusatz: „Genau deshalb habe ich es zunächst mit dem Ausdruck *Mehrlust\**, *Mehrgenießen [plus-de-jouir]* eingeführt.“<sup>29</sup>

Wie ist das zu verstehen? Der Begriff „*Mehrlust\**, *Mehrgenießen [plus-de-jouir]*“ scheint uns verständlich, wenn man – wie im vorigen Absatz – *Mehrlust* als ein „Mehr-als-nur-Lust“ liest, insofern es über die Grenze des Lustprinzips „hinaus ist“. Die Übertretung muss nicht großartig sein, es genügt, wenn sie minimal ist, damit der Unlusteffekt eintritt und die Lust der Unlust weicht, was „nicht zwangsläufig (...) Schmerz“ bedeuten muss.<sup>30</sup> *Mehrlust* ist demnach „Lust-und-Unlust“ zugleich: „Lust-in-der Unlust“. Ich möchte hier gerne anstelle von *Mehrlust* den gebräuchlichen Begriff *Schmerzlust* einsetzen, wir kennen diese Art des Genießens aus den psychischen Symptomen etwa des *Fingernägel-Kauens* oder *Lippen-Zwickens*, aber auch aus den schweißtreibenden Praktiken des Bodybuildings oder des harten Sporttrainings. – Einen zweiten Ansatz zum Verstehen dessen, was *Mehrlust* ist, liefert der Marx'sche Terminus *Mehrwert*, an den sich Lacan ausdrücklich anlehnt. *Mehrwert*, das ist, möglichst einfach gesagt, das, was das investierte Kapital am Platz der Produktion an Überschuss auswirft. Der Preis für die Arbeitskraft (Tauschwert) ist niedriger als der des Gebrauchswertes, den das Produkt auf dem Markt erzielt. Damit wäre auch der andere Ausdruck für Genießen geklärt: *Überschuss*. Das investierte Kapital wirft einen finanziellen

---

<sup>25</sup> Ebd., S. 55

<sup>26</sup> Ebd., S. 55

<sup>27</sup> Freud, Bd. 3, S. 345

<sup>28</sup> Lacan 17, S. 55

<sup>29</sup> Ebd., S. 60

<sup>30</sup> Ebd., S. 99

Überschuss aus: Etwas „fällt ab“, ein „Abfall“ im Sinn eines positiven „produktiven Restes“ ist da, der – wie im Beispiel der eingangs gezeigten Gesprächsrunde – die Gäste sowie den kapitalstarken Unternehmer zum Weitertun auffordert.

Und jetzt zum Begriff der *Entropie*, auf den Lacan in seiner Diskurstheorie beharrt und den er für die Darstellung der Schwäche und des Scheiterns des Mehrgenießens heranzieht: „Diese Entropie“, doziert er, „dieser Verlustpunkt ist der einzige Punkt, der einzige reguläre Punkt, wodurch wir Zugang zu dem haben, was es mit dem Genießen auf sich hat“. Er meint damit, dass das scheiternde Mehrgenießen „an den eigentlichen Ursprung des Spielantritts des Signifikanten gebunden“ ist.<sup>31</sup> Alle Versuche *nach* der Errichtung des Gesetzes durch den Signifikanten *Name-des-Vaters* können und müssen unbefriedigend bleiben, denn der damit verbundene Verlust ist absolut. Die Differenz zwischen Gefundenem und Gefordertem ist immer zu groß. Die ständig wiederholten Anläufe und Aufschwünge in der Hoffnung auf etwas Besseres führen zu nichts. Aus dieser Perspektive erscheint alle signifikante Arbeit und damit das Sprechen an sich nichts anderes zu sein als die masochistische Anstrengung, endlich echte Befriedigung, Frieden, zu finden. Die Suche nach Genießen ist ein geräuschvoller Lauf der Verschwendung und der Verausgabung, der am Ende nichts gebracht haben wird außer Reibungsverlust. Lacan bringt folgendes Beispiel dafür:

Wenn wir einen Hang mit 80 kg am Rücken 500 Meter hinuntergehen und ihn dann wieder zurück auf den Ausgangspunkt schleppen, so schwitzen wir uns die Seele aus dem Leib und glauben, eine großartige Arbeit verrichtet zu haben. Doch im Sinne der Energetik „ist es absolut gewiss, dass es keinerlei Arbeit gegeben hat“.<sup>32</sup>

Der 80 kg schwere Rucksack ist nach wie vor auf demselben Platz. Das heißt: Die geleistete Arbeit ist mit Null anzugeben, der energetische Aufwand dafür war dagegen sehr hoch. Das ist es, was der Begriff *Entropie* meint. Entropie ist demnach nur ein anderer Ausdruck für die „vergebliche Liebesmüh“ des Wiederholungszwanges. Suche nach Genießen ist Sisyphos-Arbeit. Der Stein rollt immer wieder an seinen Ausgangspunkt zurück und liegt wie der 80 kg schwere Rucksack nach wie vor an derselben Stelle. Dasselbe kennt man vom regelmäßigen Fitnesstraining zum Zweck der Erhaltung der Körperform und des Körpergewichtes. Viel Schweiß um nichts, könnte man scherzhaft sagen, wenn man sieht, dass nach all dem Aufwand der Körper nach wie vor dieselben Maße hat. Aber das „Nichts“ ist ja das Ziel dieser Art des Genießens. Was dabei – am Platz der Produktion – ausgeworfen wird, ist „Schmerzlust“, Schweiß und also *Mehrlust*: „Mehr-als-nur-Lust“. *Entropie* ist der „Verlustpunkt“ des Mehrgenießens, deshalb ist diese Form des Genießens ein masochistisches und „ruinöses Genießen“<sup>33</sup>. Die ruinöse Seite wird besonders dann augenfällig, wenn die Wiederholung im zwangsneurotischen Ritual erstarrt.

Den Begriff *Entropie* findet man auch bei Freud im Zusammenhang mit der Triebfixierung. Die urverdrängte Szene schränkt die freie Beweglichkeit psychischer Besetzungen ein, indem sie eine Anziehungskraft auf diese ausübt.<sup>34</sup> Freud sieht damit eine Einschränkung der „psychischen Plastizität“ gegeben, wie man sie vom *Altersstarrsinn* kennt, nämlich, „dass die Eigenschaft der Beweglichkeit psychischer Besetzungen mit dem Lebensalter auffällig

---

<sup>31</sup> Ebd., S. 233

<sup>32</sup> Ebd., S. 58

<sup>33</sup> Ebd., S. 55

<sup>34</sup> Siehe Kapitel 1.2. in dieser Arbeit

zurückgeht“. Das findet sich aber auch bei Neurotikern jungen Alters, wenn diese aufgrund ihres unbewussten Hängens an einer Urszene (wie im Beispiel des „Wolfsmannes“) in bestimmten Verhaltens- und Denkweisen steckenbleiben und sich nicht mehr von anderen Möglichkeiten des Verhaltens überzeugen lassen. Weil die Triebfixierung die Beweglichkeit des Seelenlebens irreversibel verändert hat, ist für Freud daher „der Begriff einer *Entropie* [Hervorhebung d. Verf.] in Betracht zu ziehen, deren Maß sich einer Rückbildung des Geschehenen widersetzt“. <sup>35</sup> Gemäß diesem Starrsinn geriert sich auch der Wiederholungszwang in seiner „Suche nach Genießen als Wiederholung“.

---

<sup>35</sup> Freud, Bd. 8, S. 226

## 2. DIE VIER DISKURSE als „Vierfüßler“

Im ersten Teil wurden die vier Elemente der psychoanalytischen Subjektstruktur herausgefiltert ( $\$$ , S1, S2, a), und ich habe gezeigt, dass und wie sich Lacan dabei auf Freuds Schriften bezieht. Bei der Verarbeitung der vier Elemente zur Diskursstruktur orientiert sich Lacan vor allem an Hauptwerken der Philosophie (Aristoteles, Hegel) und der Ökonomie (Marx), weil diese Schriften für jede Form von Diskurs grundlegend und für die Übertragung der psychoanalytischen Subjektstruktur auf gesellschaftliche Zusammenhänge notwendig sind. Im Zeitraum seines Seminars 17 (1969-1970), in dem er seine vier Diskurse vorstellt, sieht er sich „hautnah“ mit den Turbulenzen der Studentenrevolte in Frankreich konfrontiert und muss als Lehrender auf provokante Zwischenrufe aus seiner Zuhörerschaft reagieren und auf konkrete politische Fragen antworten. Die allgemeinen Forderungen der Pariser Mairevolution nach besseren Studienbedingungen spielen da natürlich hinein, aber auch die Fragen zur Arbeitslosigkeit und zur Demokratisierung der Gesellschaft oder die Anstöße der Friedensbewegung zu einer internationalen Solidarität (Vietnamkrieg, Prager Frühling). Die Ausarbeitung der Diskurstheorie könnte daher auch als eine Art Reflexion seiner psychoanalytischen Theoretisierung verstanden und als politische „Kehrseite der Psychoanalyse“, so der Titel des Seminars 17, interpretiert werden, geht es doch um herausfordernde Fragen wie: Welche Bedeutung hat die Subjekttheorie für die politische Realität? Wie sieht es mit dem Verhältnis von Signifikant und Genießen in wirtschaftlichen und soziologischen Zusammenhängen aus? Und welche Rolle spielt dabei die Wahrheit des Subjekts?

Die politische Dimension, die ich hier in den Titel *Die Kehrseite der Psychoanalyse* hineininterpretiere, lehnt Lacan allerdings ausdrücklich ab: „Glauben Sie nicht, dass dieser Titel irgendetwas der Aktualität verdankt“!, betont er nachdrücklich. Es gehe ihm vielmehr um „eine Wiederaufnahme“ des „Freud’schen Projekts verkehrt herum/von der Kehrseite her“, das habe er schon damals, in „einem auf das Jahr 1966 datierten Text“ festgehalten. Es gehe ihm bei einer Theorie des Diskurses nicht um einen Diskurs im Sinne der *parole*, also eines aktuellen politischen Sprechens und Handelns, sondern um einen „*Diskurs ohne Worte*“, der in „fundamentalen Beziehungen“ bestehe, in denen sich irgendwelche jeweils „effektiven Aussagevorgänge“ einschreiben können.<sup>36</sup> Und in diese Beziehungen müsse jetzt neben den bereits bekannten Plätzen, nach denen ein Signifikant (S1) das Subjekt ( $\$$ ) für einen anderen Signifikanten (S2) repräsentiert, auch das Objekt *a* aus notwendigen strukturellen Gründen dazu genommen werden: „Vervollständigen wir zunächst, was zuerst zwei-, dann dreifüßig war, geben wir ihm seinen vierten.“<sup>37</sup> Was zuerst *Ein Signifikant repräsentiert das Subjekt* hieß, dann ausgebaut wurde zu *Ein Signifikant S1 repräsentiert ein Subjekt für einen anderen Signifikanten S2*, wird jetzt komplettiert durch das, was dabei herauskommt, nämlich ein Verlust. Die notwendige Dazugehörigkeit von Objekt *a* in der Subjektstruktur habe ich in Teil 1 deutlich gemacht. Jetzt nimmt das Element Objekt *a*, der Repräsentant des verlorenen Genießens, der sich jeder sprachlichen und bildlichen Erfassung entzieht und deshalb von Lacan bisher nur mit nichtssagenden Ausdrücken wie

---

<sup>36</sup> Lacan 17, S. 8f.

<sup>37</sup> Ebd., S. 11

*Abfall, Höhlung, Kluft, Loch, negative Zahl*<sup>38</sup> belegt wird, in einer Beziehungsstruktur von vier Positionen Platz.

## Vier Plätze – vier Elemente – vier Diskurse

Was den Lacan'schen „Vierfüßler“ ausmacht, sind neben den vier *Elementen* der Subjekttheorie (S1, S2, a, \$) die vier *Positionen*, auf denen diese Zeichen Platz nehmen können. Die Plätze werden mit den Ausdrücken *Agent – Arbeit – Produktion – Wahrheit* festgelegt und sind immer nach diesem Schema<sup>39</sup> angeordnet:

<u>Agent</u>	→	<u>Arbeit</u>
Wahrheit		Produktion

Die vier *Plätze* ergeben in ihrer Kombination das Beziehungsgefüge eines sozialen Bandes, in dem Subjekte diskursiv miteinander verstrickt sind. Die Bezeichnung der Plätze zeigt eine klare politische und ökonomische Dimension dieser Verflechtung an:

- AGENT (oder lat. AGENS) ist die Position des Initiators eines Diskurses. Die hier verortete Instanz richtet sich an den Ort des Anderen, an dem die Arbeit stattfindet. Der Agent schafft an und sagt, was zu tun ist. Diese Funktion kommt dem Agenten nicht aufgrund seiner Geburt oder irgendwelcher Verdienste zu, sondern er übernimmt sie aus welchem Grund auch immer und handelt danach. Er tut so, *als ob* das seinen Aufgabe wäre, etwas so, wie das der Führungskopf einer politischen Partei tut.
- Das Gegenüber des Agenten ist der ANDERE als der Platz, an dem die ARBEIT verrichtet wird. Hier ist das Wissen und Können (Knowhow) zur Umsetzung des Begehrens des Agenten angesiedelt. Lacan bezeichnet den Ort des Anderen deshalb auch als Ort des praktischen Wissens (Savoir-faire) bzw. ganz allgemein als „Ort des Sprechens“, wo ein codiertes Wissen vorhanden ist. Weil der Agent aus diesem Ort ein gewisses Genießen herauszieht, steht am Platz der Arbeit häufig auch der Begriff *Jouissance*.
- Am Platz der PRODUKTION stellt sich für den Agenten etwas her, das ihn zum Weiterarbeiten antreibt. Weil so ein Weitertun über das reine Genießen hinausgeht und mit „Mehrarbeit“ verbunden ist, siedelt Lacan an diesem Platz das „*Mehr genießen*“ in Anlehnung an den Marx'schen Begriff des „Mehrwerts“ an.

---

<sup>38</sup> Ebd., S. 60f.

<sup>39</sup> Ebd., S. 221

- Die WAHRHEIT des Agenten tritt in einem Diskurs nie ganz klar zutage. Je angestrenzter ein Diskurs sie zu sagen versucht, desto mehr verschleiert sie sich. Sie ist nur in der kryptischen Form eines „*Halb-Sagens*“ fassbar. Denn eine volle und letzte Wahrheit gibt es nicht, sobald der Signifikant im Spiel ist. Im Gegensatz zu einem Zeichensystem ist das Signifikanten-Netz ein offenes System.

In einfacher Zusammenfassung lässt sich über einen Diskurs also sagen: Der Diskurs ist ein soziales Band, in dem vier Fragen im Spiel sind: Wer oder was schafft an und will etwas? (AGENS) – Wer oder was arbeitet dafür und kann das bewerkstelligen? (ARBEIT) – Wer oder was kommt dabei heraus und treibt zum Weitertun an? (PRODUKTION) – Wer oder was steckt in Wahrheit hinter dem ganzen Unternehmen? (WAHRHEIT). Dabei ist zu ergänzen, dass die Beziehung oberhalb des Balkens den manifesten Teil des Diskurses darstellt und für jeden Diskursteilnehmer einsehbar ist, während die Beziehungen der Plätze unterhalb des Balkens (Wahrheit, Produktion) den latenten Teil darstellen, der nicht offengelegt ist und „*unterschwellig*“ wirkt.

Die vier Plätze bilden in der Anordnung des obigen Schemas die *Konstante* eines Diskurses. Die vier Termini oder Elemente sind die *Variablen* und können im oder gegen den Uhrzeigersinn rotieren, bleiben aber immer in derselben Reihenfolge. Entscheidend für einen Diskurs ist es ist, welches Element den Platz des Agenten einnimmt und das Handeln antreibt: Ist es ein Herrnsignifikant (S1), ein Wissen (S2), ein Mangel, der den Verlust des Genießens repräsentiert (a), oder ein gespaltenes Subjekt (\$) ? Je nachdem, welche Variable den Diskurs dominiert, ergeben sich vier Diskurse. Die Struktur ist demnach ein „Apparat auf vier Pfoten mit vier Positionen“, der dazu dient, „vier grundlegende Diskurse zu definieren“.<sup>40</sup>

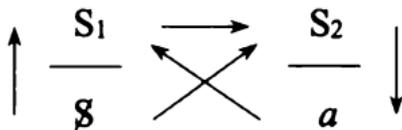
---

<sup>40</sup> Ebd., S. 19

## 2.1. Vierfüßler 1: DER DISKURS DES HERRN

Der älteste Diskurs, den Lacan aus den Schriften des Aristoteles, den Dialogen von Platon und der Philosophiegeschichte Hegels extrahiert, ist der „Diskurs des antiken Herrn“.<sup>41</sup> Zudem steht der Herrndiskurs bei Lacan auch deshalb an erster Stelle, weil er zur Struktur des psychoanalytischen Subjekts homolog ist: Ein Herrnsignifikant S1 repräsentiert ein Subjekt \$ für einen anderen Signifikanten S2 und wirft dabei einen nicht näher bestimmbareren irreduziblen „Rest“ (Objekt *a*) aus, der mit der Wahrheit des Subjekts zu tun hat.

Das ist die entsprechende Formel dafür:



### 2.1.1. Die Formel des Diskurses des Herrn

Für den Herrndiskurs liest sich der Zusammenhang – Schritt für Schritt – so: Ein antiker Herr gibt am Platz des *Agenten* seinem Sklaven am Platz der *Arbeit* ein Zeichen S1, damit dieser für ihn die gewünschte Arbeit S2 verrichte: S1 → S2. Lacan stützt sich bei der Beziehung /Herr – Sklave/ zunächst auf die staatsphilosophische Schrift des Aristoteles (*Politiká*) und sieht den Herrn wie den Sklaven als „ein *Zoon politikon* – ein soziales, auf Gemeinschaft angelegtes und Gemeinschaft bildendes Lebewesen“.<sup>42</sup> Ein Sklave gehört nach dieser Auffassung sowohl zur Familie als auch zum Staat, im engeren Sinn ist er allerdings in die Familie eingebunden, der er seine Handwerkskunst zur Verfügung stellt, damit der Alltag der Herrschaft reibungslos und ohne praktische Probleme ablaufen kann. Das „eigene Feld des Knechtes [esclave]“, sagt Lacan, ist „eine in die Familie eingeschriebene Funktion“, die das ist, was man „ein praktisches Wissen [savoir-faire]“<sup>43</sup> nennt. Das Knowhow des Sklaven ist notwendig, damit es im Haushalt „funktioniert“.

Der manifeste (offensichtliche) Teil des Herrndiskurses S1 → S2 ist historisch bis heute gut nachvollziehbar.<sup>44</sup> Der latente Teil ist weniger leicht zu beschreiben, erstens, weil er verdrängt, unterschwellig unter den Querbalken wirksam ist, und zweitens, weil es hier um den Platz der Wahrheit und den Platz der Produktion geht und um die Frage, wie deren Elemente \$ und Objekt *a* aufeinander bezogen sind.

---

<sup>41</sup> Lacan 17, S. 34

<sup>42</sup> [https://de.wikipedia.org/wiki/Politik\\_\(Aristoteles\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Politik_(Aristoteles))

<sup>43</sup> Lacan 17, S. 21

<sup>44</sup> Allerdings muss heute ein „Herr“ für das reibungslose Funktionieren seines Haushaltes immer wieder und in mühseliger Weise einen Handwerker bestellen, den er teuer bezahlt.

Am *Platz der Produktion* unterhalb des Platzes von S2 (Arbeit) fällt das Restobjekt *a* heraus, das Lacan in Anlehnung an Marx *Mehrgenießen* nennt. Es ist der Mehrwert dessen, was für den Herrn aus der Arbeit des Sklaven herausspringt. Der Platz der Arbeit wird bei Lacan auch mit *Jouissance* überschrieben, weil der Herr aus der Arbeit des Sklaven einen Nutzen zieht. Dementsprechend heißt der Mehrwert von *Jouissance* lautmalerisch *plus-de-jouir*. Aber worin besteht dieses *Mehrgenießen*? Hier gibt es ein erstes Problem. Der Mehrwert, das Element der Produktion, ist zwar da, aber wie soll man es fassen? Für den antiken Herrn ist es doch eine Selbstverständlichkeit, dass Sklavenarbeit für ihn verrichtet wird. Dass im Haushalt alles funktioniert, kann schwerlich als *Mehrgenießen* bezeichnet werden. Die Arbeit, mithin die *Jouissance* des Herrn, ist kostenlos und zählt quasi nicht. Folglich ist das, was für den Herrn sonst noch herausspringt, weniger als nichts. *Mehrgenießen* ist so gesehen ein unnützer Überschuss, mit dem der antike Herr nichts anfangen kann. Oder vielleicht doch – in dem Sinn –, dass er in der Polis ein Prestige genießen kann: Ein Herr glänzt im Prestige eines Herrn. Oder noch einfacher: Ein Herr ist ein Herr.

Das *Mehrgenießen* des antiken Herrn wirft für Lacan die Frage nach der *Wahrheit* dieses Diskurses auf. Diese Frage, die den unteren linken Teil der Formel betrifft, hat schon Aristoteles und „das gesamte Denken der Antike“ gesehen und herausgefordert. Wie geht das Element der Produktion mit der *ethischen* Frage der Wahrheit des Herrn zusammen? Was macht die Existenz eines Herrn aus? Worin ist sein Glänzen im Prestige, worin ist sein Herrenstatus begründet? Die Antworten, es liege an der Geburt, am Reichtum oder an gesellschaftlichen Verdiensten reichen zwar für eine praktische Begründung aus, nicht aber für die ethische Beantwortung der Frage nach der Wahrheit. Eine ausreichende Antwort im ethischen Sinn ist auch von den antiken griechischen Philosophen nicht gefunden worden. Der Zusammenhang von *Wahrheit* und *Produktion* auf der unteren Ebene der Formel bleibt dunkel: „Man kann alles tun, was man will, man kann alles sagen, was man will (...) Zwischen der Existenz eines Herrn und dem Verhältnis einer Produktion zur Wahrheit gibt es kein Mittel, um zum Erfolg zu kommen.“ Folgt man Lacan, so hat ein Herr keinen Zugang zu seiner Wahrheit, weil er die Frage danach verdrängt: Er will es nicht wissen und will es nicht wahrhaben, dass er ein gespaltenes Subjekt ist. Die Arbeit des Sklaven und das, „was sich aus der Arbeit ergibt“, macht für ihn den Weg zur Wahrheit zu. Er begnügt sich mit dem *Mehrgenießen*. Darin liegt der Punkt des „Unvermögens“, zu seiner Wahrheit zu kommen. Die Formel des Herrndiskurses zeigt, dass zwischen  $\$$  und *a* keine Verbindung besteht, da ist kein Pfeil vorhanden ist. Mehr noch, es gibt nicht nur „keine Verbindung [communication], sondern es gibt etwas, das zumacht“.<sup>45</sup> Dieses, was zumacht, ist das *Mehrgenießen*. Es hält den Herrn in der Glorie seines Prestiges gefangen und „feiert“ ihn.

Lacan schließt seine diesbezügliche Befragung des Herrndiskurses damit, dass man davon auszugehen habe, dass diesem etwas immanent sei, „was in der Tat völlig unmöglich ist“.<sup>46</sup> Zu diesem Ergebnis ist auch schon Freud gekommen. Jede diskursive „Beziehung auf Wahrheitsliebe“, argumentiert er, ist „auf die Anerkennung der Realität gegründet“ und schließt „jeden Schein und Trug“ aus. Wenn man davon ausgeht, folgert er, dann sind das Regieren, das Erziehen und das Analysieren drei „unmögliche“ Berufe, denn sie alle

---

<sup>45</sup> Lacan 17, S. 229

<sup>46</sup> Ebd.

begründen ihr Tun mit Schein.<sup>47</sup> Regieren ist ein „unmöglicher“ Beruf, weil die Existenz eines Herrn nicht auf Wahrheit beruht, sondern auf dem Schein irgendwelcher Herrnsignifikanten. „Kleider machen Leute!“, fällt mir dazu ein. Der Regierende ist nur mit den Insignien seiner Macht bekleidet und agiert aufgrund derer, als ob er ein echter Herrscher wäre –, in Wirklichkeit ist der Kaiser „nackt“.

Doch zurück zum antiken Herrn: Der Herr gibt dem Sklaven ein Zeichen, und der Sklave sorgt dafür, dass alles funktioniert. In der Struktur des Diskurses geht es, wie oben klar gemacht worden ist, um Plätze und Funktionen. So kommt in der Diskurstheorie einem Subjekt der *Status des Herrn* einzig und allein durch einen Herrnsignifikanten zu: S1. Ein Zeichen, und nichts anderes ist es, „worauf sich das Wesen des Herrn stützt“. Auch die Funktion des Sklaven ist ausschließlich durch den Signifikanten S2 begründet, der ihn als „Träger des Wissens“ [Savoir-faire] ausweist.<sup>48</sup> Alles Diskursive steht ausschließlich „auf der Basis von dem, was das Signifikante genannt wird“. Und in diesem Licht „ist das Signifikante identisch mit dem Status als solchem des Scheins.“<sup>49</sup> Daraus folgt: „Ein Diskurs, von seiner Natur her, macht Schein/tut so als ob [fait semblant]“.<sup>50</sup> In Lacans Diskurstheorie geht es also immer um den Auftritt von Subjekten und um die Art, wie sie in Erscheinung treten. So kann beispielsweise innerhalb der Organisation einer örtlichen Feuerwehr jede Person, auch eine weibliche, als „Feuerwehrhauptmann“ auftreten und das Kommando übernehmen, wenn sie über die entsprechenden Zeichen und Befehle verfügt, die als Herrnsignifikanten verstanden (S1) werden.

Der „*Diskurs des antiken Herrn*“ kann jetzt so zusammengefasst werden: Es geht um signifikante Auftritte und um die Funktionen, die jemand vertritt. Der Herr gibt am Platz des Agenten ein Zeichen (S1) und schafft etwas an. Der Sklave am Platz der Arbeit löst die Aufgabe dank seines Savoir-faire (S2). Das, was sich aus der Arbeit ergibt, ist das Mehrgenießen/Prestige (Objekt *a*) am Platz der Produktion. Damit kann der Herr im eigentlichen Sinn nichts anfangen, weil es ohnehin zu seinem Status, zu seiner *Erscheinung* als Herr, gehört. Er bleibt darin „kurzgeschlossen“ und ist folglich „unvermögend“, seiner Wahrheit als Subjekt (\$) näher zu kommen, die in dem Tribschicksal besteht, dem Signifikanten unterworfen zu sein. Weil sich sein Agieren/Regieren nicht auf die Wahrheit stützt, sondern auf den Schein, der sich aus einer Konstellation von Signifikanten ergibt, nennt Freud sein Tun als S1, das Regieren, einen „unmöglichen“ Beruf.

Die Formel für den *Diskurs des Herrn* am Beginn dieses Kapitels, kann jetzt auch so dargestellt werden:

$$\begin{array}{c} \underline{S1} \rightarrow \text{Unmöglichkeit} \rightarrow \underline{S2} \\ \$ \text{-----}x\text{-----} a \\ \text{Unvermögen} \end{array}$$

<sup>47</sup> Vgl. dazu die drei unmöglichen Berufe – Regieren, Erziehen, Analysieren – nach Freud. – In: Freud, Studienausgabe, Ergänzungsband: *Die endliche und die unendliche Analyse, Kapitel VII*, S. 388

<sup>48</sup> Lacan 17, S. 20f.

<sup>49</sup> Lacan 18, S. 15

<sup>50</sup> Ebd., S. 19

## 2.1.2. Wenn Regieren ins Autoritäre kippt

Der Zusammenhang von *Unmöglichkeit* und *Unvermögen* offenbart sich im *Diskurs des Herrn* am deutlichsten dann, wenn ein Herr autoritäre Züge annimmt oder zum Diktator und Despoten verkommt. Ich möchte das kurz anhand zweier aktueller politischer Beispiele zeigen. Im ersten Fall geht es um die Forderung nach einer österreichischen *Leitkultur*, an die sich Migranten aus anderen Ländern anzupassen haben. Das ist eine *autoritäre* Geste seitens der österreichischen Politik. In der Formel für den *Diskurs des Herrn* entspricht das Wort *Leitkultur* dem Herrnsignifikant S1. Die Forderung ergeht an den Platz der Arbeit, wo „die Anderen“, die „Nichtösterreicher“, stehen. Der Befehl artikuliert sich in bestimmten *Leitsignifikanten*, die erfüllt werden müssen, nach dem Motto: *Hört zu, macht genau das, und nichts anderes!* Die Tageszeitung „Die Presse“ übersetzt das mit diesen Zeilen:

Dass in Österreich aktuell der doch recht abstrakte Begriff der „Leitkultur“ diskutiert wird, liegt an einem Punkt im Österreichplan von Kanzler Karl Nehammer. Darin ist nämlich die Rede von einer ‘österreichischen Leitkultur, die sich auch als nationales Kulturgut gesetzlich widerspiegeln soll’. Bei österreichischen Bräuchen und Traditionen dürfe es ‘keine Veränderung unserer Fest- und Feiertagskultur’ geben.<sup>51</sup>

Ein Herrnsignifikant gibt eine Order aus und fordert, dass dieser entsprochen wird. Das Machtwort des Bundeskanzlers schließt auf der Seite des Anderen damit alles aus, was diesem *nicht* entspricht. Und exakt dieses Ausgeschlossene ist im *Diskurs des Herrn* dasjenige, was am Platz der Produktion als Überschuss, Entropie oder Mehrgenießen herausfällt. Der Terminus „Objekt *a*“ definiert es als das Reale. Als solches ist es für den Herrn *nicht* greifbar, aber es ist dennoch wirksam und erzeugt Unruhe. Das Reale am Platz der Produktion ist das *Loch, die Lücke, der Rest, die Negativität* –, Lacan findet viele Ausdrücke dafür –, was einem Herrn folglich Angst bereiten muss. Er beherrscht es nicht, und es kann seine *Schein*-Legitimität jederzeit untergraben. Der österreichische Ruf nach *Leitkultur* ist also ein Aufschrei der Angst und Besorgnis, der Regierung könnten die Zügel der Kontrolle über die Zugewanderten entgleiten.

Wenn ich die Reflexion weiterspinne, so muss auf die Reaktion der Angst ein nächster Schritt folgen, der mögliche neue Lücken auf der Seite des Anderen S2 schließt, also noch mehr Befehle, noch mehr Kontrolle, noch mehr Unterdrückung. Im Extremfall kippt dieser Kreislauf dann um und zwingt dem Regierenden ein zwangsneurotisches Verhalten mit paranoiden Zügen auf. Der Herr sieht sich plötzlich vom Blick des Sklaven erfasst und wähnt sich verfolgt. Er glaubt, mit äußerster Anstrengung arbeiten zu müssen, damit ihm ja nichts entgeht, was ihn angreifen könnte. Damit bin ich beim zweiten Beispiel: beim Gewaltherrscher W. Putin. An seinem Verhalten sind derartige paranoide Züge deutlich zu beobachten. Alles, was seiner Macht gefährlich werden könnte, wird zensuriert, weggesperrt oder ausgelöscht. Auf seinen alltäglichen Wegen lässt er sich durch einen riesengroßen Sicherheitsapparat abschirmen: Eigene Köche und Vorkoster seiner Mahlzeiten und eine zusätzliche chemische Kontrolle seiner Fäzes müssen ihn vor einer möglichen Vergiftung schützen. Scheinauftritte von Doppelgängern müssen den Blick von seinen tatsächlichen Vorhaben ablenken. Er versteckt sich auf diese Weise durch die Verdopplung des Scheins seiner Herr-Erscheinung und

---

<sup>51</sup> <https://www.diepresse.com/18317369/was-ist-die-oesterreichische-leitkultur-experten-beraten-mit-ministerin-raab>

verschwindet in weiteren Scheinritualen ganz, wird quasi zum reinen Schein, zum allgegenwärtigen göttlichen Schein. Trotz allem, und ich lasse jetzt Putin beiseite, bleibt nach allen Vorsichtsmaßnahmen eines Despoten penetrant und beharrlich ein unbeherrschbarer Rest an Realem übrig, der an seiner Herrschaft nagt. Das *Mehrgenießen* am Platz der Produktion, ein Angst-Überschuss, der sich aus der *Jouissance* am Platz der Arbeit ergibt, lässt sich nicht und nicht beseitigen. Entropie kann nicht vernichtet werden: Das ist das Zeichen der *Unmöglichkeit* im *Diskurs des Herrn*. Und die Entropie ist es auch, die einen Herrn für seine Wahrheit blind macht und mit dem *Unvermögen* schlägt, den Weg zur Wahrheit zu finden. Deshalb ist der *Diskurs des Herrn* ein masochistischer Diskurs des Scheiterns. Der Herr hält sich für geschlossen, „als mit sich selbst identisch“. Er verkennt, dass er durch den „Einschlag des Signifikanten“ dem Schicksal einer offenen Dynamik ausgeliefert ist. Sein Unvermögen liegt darin, „dass er sich für univok hält“.<sup>52</sup>

---

<sup>52</sup> Lacan 17, S. 130

## 3.1. Vierfüßler 2: DER DISKURS DER UNIVERSITÄT

### 3.1.1. Vom *Diskurs des Herrn* zum *Diskurs der Universität*

Wenn man die Diskurselemente im *Diskurs des Herrn* um eine Vierteldrehung gegen den Uhrzeigersinn dreht, ergibt sich daraus der *Diskurs der Universität*:<sup>53</sup>

Vom „Diskurs des Herrn“:	$\frac{S1}{\$}$	→	$\frac{S2}{a}$	in einer Vierteldrehung nach links
zum „Diskurs der Universität“:	$\frac{S2}{S1}$	→	$\frac{a}{\$}$	

In der neuen Konstellation setzt sich das Wissen an die Stelle des Agenten, drückt den Herrnsignifikanten nach unten und etabliert den „Diskurs des Wissens, und zwar des universitären Wissens“, in dem jetzt S2 die dominante Position einnimmt.<sup>54</sup> Diese Volte nach links möchte ich nicht unbedingt als linke Re-volte verstanden wissen, aber doch als Demokratisierung des Herrndiskurses in Richtung eines Wissens, das sich nun den Schein gibt, „neutral“ zu sein. Der „Diskurs der Universität“ löst in diesem Sinn den „Diskurs des Herrn“ ab und tritt als neuer und „reformierter“ „Diskurs des Herrn“ auf. Das Partizip „reformiert“ soll hier auch auf die historische Zeitenwende in der europäischen Gesellschaft hinweisen, die das Zeitalter der „Reformation“ genannt wird. Historisch und strukturell bedeutet die „Reformationszeit“ für die westliche europäische Gesellschaft den Aufstand des Wissens (S2) gegen die religiöse wie säkulare Macht des Herrn (S1). Eine Reihe von technischen Erfindungen wie Mikroskop, Teleskop, Weltumsegelung, Buchdruck, etc. bereiten den Führungswechsel vor, und berühmte Namen wie Galileo, Kopernikus, Gutenberg etc. stehen dafür ein. Der Aufbruch in eine neue Zeit („Frühe Neuzeit“) – mit Luther, Hus, Zwingli, Calvin, Melancton – bedeutet den Eintritt in eine neue Form der Arbeitswelt, den Eintritt in das industrielle Zeitalter. Diskurstheoretisch und mit Lacan gesprochen heißt das: „Wir finden hier auf einer gewissen Stufe den Hegel’schen Ausdruck wieder, die Arbeit wieder in die Welt zurückzubringen.“<sup>55</sup> Das bisherige Knowhow des Sklaven (S2) übernimmt jetzt das Kommando im Getriebe des Lebens. Aber wohlgemerkt, als denaturiertes, vom Sklaven abgelöstes Wissen, als neutrales, technisches Wissen, das sich an Zahlen und an Messgeräten orientiert. Denn „der wichtige Punkt ist“, so Lacan, „dass ab einem gewissen Tag das Mehrgenießen berechnet, verbucht und zusammengezählt wird.“<sup>56</sup>

---

<sup>53</sup> Anmerkung: Ich verwende in der Folge für *Diskurs der Universität* die synonym gebrauchte Wendung *Diskurs des Wissens*, obwohl das – streng genommen – nicht korrekt ist.

<sup>54</sup> Lacan 17, S. 225

<sup>55</sup> Ebd.

<sup>56</sup> Lacan 17, S. 234

Die Machtübernahme des Wissens erklärt sich aus der Struktur des Herrendiskurses selbst. In dieser war die Macht des Herrn nur in einer *Scheinlegitimität* begründet. Ein „Herr“ hatte immer ein Rechtfertigungsproblem, weil seine Position (S1) und seine Wahrheit (\$) nie deckungsgleich oder in ihrem Verhältnis zueinander zumindest lückenhaft waren. Wie ich oben angemerkt habe, reichten Geburt oder Reichtum zwar für eine praktische, nicht aber für eine ethische Begründung der Wahrheit aus. Deshalb konnte der „Herr“ einfach auf seinem historisch erreichten Status bestehen: Er ist ein „Herr“, er kann nicht anders und steckt am Platz der Produktion in seinem Prestige fest, wo er nur das alte Lied des Mehrgenießens singen kann: *Ich bin ein Herr, ich bin ein Herr, meine Geschichte will es so*. Mit dem Anstieg und Aufstieg des Wissens musste eine solche Position immer brüchiger werden, bis sie – notwendigerweise – dem Druck der naturwissenschaftlichen Erkenntnisse und dem Heraufdämmern des Zeitalters der Aufklärung nicht mehr standhalten konnte.

Die Entfaltung der Macht des Wissens lässt sich neben dem Legitimitätsproblem des Herrn auch von der Seite des Sklaven herleiten, nämlich aus der Aufspaltung seines *Savoir-faire* in einen *signifikanten* Teil des reinen *Wissens* und in einen *energetischen* Teil der reinen *Arbeit*. Wissen und Arbeit gehören ursprünglich zusammen. Im Beziehungsgefüge des Herrendiskurses zählt die reine Arbeit des Sklaven aber nichts. Sein Buddeln und Schwitzen ist für die Familie, in die er als „Arbeitsmaschine“ eingegliedert ist, eine Selbstverständlichkeit. Der Sklave arbeitet auf das Zeichen des Herrn hin, und damit hat es sich. Die Energie, die der Sklave dabei verbraucht, sieht der Herr nicht, sie ist für ihn nichts als das *plus-de-jouir* bzw. das Maß an Entropie, das am Platz der Produktion herausfällt. – Anders verhält es sich mit dem signifikanten Teil von S2, mit dem Wissen, das im *Knowhow* steckt. Wenn der Herr sagt: *Bring das weg, schaff das her, bring mir den Saft aus den Trauben!* – dann weiß der Sklave bereits, *wie* er das macht, denn er hat nachgedacht und gelernt, wie er das zustande bringen kann. Er wird also notgedrungen Wege und Werkzeuge erfunden haben, die ihm helfen. Und so wird er über die Zeit Methoden und Techniken entwickelt und gelernt haben, die der Herr jetzt sehr wohl sieht, ja, die ihn sogar in Staunen versetzen und dem Sklaven Anerkennung bringen. Auf diese Weise destilliert sich das Wissen als ein kostbares Gut heraus. Der Herr sieht es auf der Seite des Sklaven entstehen, entwickelt Wertschätzung dafür – und zieht es schließlich an sich. Diese „Abschöpfung“ ist nur möglich aufgrund der *signifikanten* Struktur des Wissens, denn nur etwas Signifikantes kann von einer Seite auf die andere *übermittelt* werden. Lacan spricht deshalb von einer „Umbuchung des Wissens des Sklaven/Knechts“. Der Herr führt die „Operation einer Verlagerung“ durch, in der das Wissen „aus der Tasche des Sklaven/Knechts in die Tasche des Herrn übermittelt“ wird: Das praktische Wissen des Sklaven ist jetzt ein *theoretisches* Wissen des Herrn. Ausgehend vom „Wort *theoria* bei Aristoteles“ und den Platon’schen Dialogen führt Lacan aus, dass die „Philosophie in ihrer historischen Funktion“ im Grunde nichts anderes ist als die Bemühung, das Sklavenwissen in ein Herrenwissen zu verwandeln. Was sie – die Philosophie, die Episteme – auszeichnet, ist „der Diebstahl, der Raub, der an der Sklaven- oder Knechtschaft durch das Tun des Herrn vollbrachte Entzug ihres Wissens“.<sup>57</sup> Die historische Leistung des Herrendiskurses liegt also in der Verwandlung des Sklavenwissens in ein Herrenwissen. Das führt in der „Frühen Neuzeit“ schließlich zur „Vierteldrehung“ der Diskurselemente: Das theoretisch-philosophische Denken verwandelt sich in ein analytisch-wissenschaftliches Denken – der „Diskurs des antiken Herrn“ weicht dem „modernen Diskurs der Universität“.

---

<sup>57</sup> Vgl. dazu die Ausführung in Lacan 17, S. 21-23

### 3.1.2. Die Formel des *Diskurses der Universität*

Betrachtet man den Aufstieg des Wissens in die Position des Agenten in der Übergangsphase, kommt es zunächst zu einer Gleichstellung von S1 und S2. Die Elemente geraten in eine *imaginäre* Beziehung zueinander: *Ich bin so viel wert wie du*. Nur dass jetzt in der Vierteldrehung nach links das souveräne ICH (der Herr) seine dominante Rolle an das DU (seinen Sklaven/Knecht) abgibt und diesem das Wort überlässt: S2 steht über S1. In diesem Formelteil bedeutet die Konstellation nichts anderes, als dass sich der Herr jetzt hinter das Knowhow des Sklaven zurückzieht und zu ihm quasi sagt: *Mach du weiter, du schaffst es!* Von dieser Machtübergabe darf man sich allerdings nicht täuschen lassen, denn der Blick auf die gesamte Formel des „Wissensdiskurses“ erkennt, dass unterhalb des manifesten Platzes des *Agenten* immer noch der Herrnsignifikant S1 latent aktiv ist und auf das Planen und Wollen des Agenten S2 einwirkt. Zurecht stellt Lacan daher die Frage: „Was macht ihn, diesen Agenten, agieren?“<sup>58</sup> Diese Frage ist wichtig, weil in einer Diskurskonstellation (Mathem) alle Elemente den Platz des Agenten übernehmen können, wobei entscheidend ist, welches davon den Platz der *Wahrheit* unterhalb des Agenten besetzt. Im *Diskurs der Universität* ist es der Herrnsignifikant, der dort versteckt mitmisch und dem Wissen ganz im Sinne eines Herren befiehlt: *Arbeite, streng dich an, bring dich zu dem, was ich bin: ein Herr! Bedenke: Wissen ist Macht!* So gesehen, ist der *Diskurs der Universität* ein verkappter Herrndiskurs. Tatsächlich steht hinter jeder Universitätsgründung ein machtvoller Herrscher und Regent. Wie die historische Liste der ältesten Universitäten zeigt, steht bei deren Gründung immer eine religiöse und/oder politische Macht und das Prestige des Gründers im Hintergrund.<sup>59</sup> Das hat sich bis heute nicht geändert, wie die vielerorts aufpoppenden Privatuniversitäten zeigen und ihren Machteinfluss geltend machen (z.B. G. Soros: *Central European University* oder V. Orbans Budapester politische Kaderschmiede *Mathias-Corvinus-Collegium* mit Sitz am Wiener Kahlenberg).

Doch sehen wir die Struktur in ihrer Gesamtheit. Wenn man die vier *Plätze* mit den entsprechenden *Elementen* besetzt, dann ergibt sich :

<u>S2 (Platz des Agenten/Schein)</u>	→	<u>Objekt a (Platz der Arbeit/Jouissance)</u>
S1 (Platz der Wahrheit)		§ (Platz der Produktion/Mehrgerneßen)

---

<sup>58</sup> Ebd., S. 225

<sup>59</sup> [https://de.wikipedia.org/wiki/Liste\\_der\\_%C3%A4ltesten\\_Universit%C3%A4ten](https://de.wikipedia.org/wiki/Liste_der_%C3%A4ltesten_Universit%C3%A4ten)

### 3.1.2.1. Form und Funktion der „Universität“: S2

S2 steht heute – in seiner modernen und aktuellen Ausprägung – für einen elaborierten Wissenschaftsbetrieb, dessen Ausbildungszentrum die UNIVERSITÄT bildet. „Universität“, abgeleitet vom lateinischen *universitas*, versammelt Lehrende, Studierende und Forschende zum Zweck der Pflege und Entwicklung der Wissenschaften. Als Institution vergibt sie Zertifikate, vermittelt Berufsqualifikationen und sorgt programmatisch dafür, dass Wissen immer „up-to-date“ ist und sich ständig vermehrt. Ziel dieser Strategie ist seit dem Zeitalter der *Reformation* der utopische Entwurf einer „schönen neuen Welt“. Darin hat das Wissen nicht mehr nur einen spekulativen und theoretischen Stellenwert im Kopf des philosophischen Herrn, sondern es übernimmt jetzt eine analytische Funktion, die breit angelegt und nach außen gerichtet ist auf praktisch-technische Ziele einerseits zur Vermessung und Eroberung der Welt (physikalisch-technische Wissenschaftszweige), andererseits zur Erforschung des Menschen und seiner Verhaltensweisen (medizinisch-technische und psychologische Zweige der Humanwissenschaften). Statistiken, Experimente, Kalkulationen und ständig weiterentwickelte Forschungsmethoden haben zum Ziel, alles Neue und noch Unerforschte in das Gehege des Wissens einzubringen. Das Zählen, das Berechnen, das statistische Erfassen stehen im Zentrum der Strategie des modernen Wissens. Heute sehen wir, wohin wir damit gekommen sind. Wir leben im digitalen Zeitalter und sind eine datengetriebene Gesellschaft geworden, die von Computertechnologie, Informationstheorie, Software-Entwicklung, Künstlicher Intelligenz, Kommunikationswissenschaften, usw. in allen Bereichen des Lebens erfasst ist. Das Wissen in digitalen Clouds überzieht die geografische Oberfläche unseres Planeten bereits mit einem „Datennetz“, um dessen Anteile mit aller Macht gekämpft wird. Wir erleben eine digitale Verdoppelung der Welt und der Klonung des Lebens, es geht dem Wissensdiskurs um die Erschaffung einer virtuellen Welt des digitalen Scheins, darum, unsere Lebenswelt als Simulacrum neu erstehen zu lassen: Allwissen und Allmachtsphantasien beherrschen als ultimatives Phantasma diesen Diskurs.

Wenn sich die moderne Universität auch neutral, positivistisch und rational gibt, so präsentiert sie sich vor allem im Feld der Humanwissenschaften doch auch als *Alma Mater*. Sie möchte „Nährmutter des Wissens“ sein und öffnet sich möglichst vielen Menschen mit Bildungs- und Studienangeboten. Pädagogische Prinzipien stehen im Vordergrund. Der Plan dahinter: Das Denken und Handeln der Menschen soll dahin gelenkt werden, dass es „Nützliches“ zum Wohle aller schaffe. Der lange kulturelle Weg vom Buchdruck zum Lesen, zum Studieren, zur Bildung soll möglichst allen viel Gutes bringen! Deshalb kümmert sie sich nicht um so abstrakte Fragen wie das „Begehren des Menschen“ oder die „Wahrheit des Subjekts“, das alles kann in der universitären Diskursformel unterhalb des Balkens bleiben. Was im Vordergrund steht, sind die konkreten Bedürfnisse der Menschen. Sie gilt es zu erforschen, damit man dafür auch die passenden Befriedigungsgüter produzieren kann. Die obersten Algorithmen des Diskurses lauten: *Wissen ist notwendig, um das zu liefern, was den Menschen ein besseres Leben bringt!* In diesem Sinn nimmt S2 neben dem Schein der Wissenschaftlichkeit auch jenen der demokratischen Wohlfahrt an. Das Wissen möchte den Menschen den Weg zur Zufriedenheit und zum Glück zeigen. Die Richtung zur modernen Konsumgesellschaft ist diesem Diskurs – auch als politischer Vektor – von Beginn an einprogrammiert.

### 3.1.2.2. Form und Funktion der universitären Arbeit: a

Am Platz der ARBEIT sind die Studierenden und Forschenden aufgestellt, um Objekt *a* zu bearbeiten und zu vermessen:  $S2 \rightarrow a$ . Lacan übersetzt deren Funktion, das „Studieren von *a*“, sprachspielerisch mit „das studierende *a* [a étudiant]“ oder auch „astudé“, und beschreibt es so: „Der Student fühlt sich astudé. Er ist astudé, weil er wie jeder Arbeiter (...) etwas hervorzubringen hat.“<sup>60</sup> Um das zu erfüllen, müssen Studierende ihr Bestes geben und beweisen, dass sie es können. Sie werden in Aufnahmeverfahren selektiert, im Lauf ihres Studiums streng auf ihr Wissen und Können abgeprüft, sie werden in Klausuren gesteckt und mit Noten beurteilt. Man kann sagen, die Studierenden arbeiten jetzt anstelle der Sklaven, und der Vergleich greift, wenn man bedenkt, wie lange und hart sie für ihre Zertifikate, Studienbescheinigungen und Abschlüsse arbeiten müssen und dass sie im universitären Diskurs nicht die Rolle selbstbewusster Wissenschaftssubjekte spielen, sondern als entindividualisierte Instrumente der Wissenserzeugung eingesetzt werden. Das ist an der Form und am Stil ihrer wissenschaftlichen Texte deutlich abzulesen: Sie sind dazu angehalten, jede Aussage mit wissenschaftlichem Quellenmaterial zu belegen und durch Zitate zu stützen. Das Personalpronomen „ich“ ist dabei möglichst zu vermeiden und die Ausführungen sollen möglichst in indirekter Passivform wiedergegeben werden. Die Persönlichkeit des wissenschaftlich Arbeitenden wird auf diese Weise nicht nur komplett reduziert, sondern verflüchtigt, liquidiert. In einer Diskussion mit seiner studentischen Zuhörerschaft sagt Lacan einmal provokant, was den Status der Studierenden betrifft, klipp und klar:

Sie sind Produkte der Universität, und sie beweisen, dass Sie der Mehrwert sind“. Sie kommen da heraus, „Sie selbst, mehr oder weniger Werteinheiten/Studienbescheinigungen [unités de valeur] gleich. Sie kommen hierher, um zu Werteinheiten zu werden. Sie kommen hier abgestempelt als Werteinheiten heraus.“<sup>61</sup>

Dazu kommt, dass im *Diskurs der Universität* – und jetzt beziehe ich mich auf den Sektor *Forschung* – das Feld des *Realen* beackert werden muss: das Objekt *a*. Für die Wissenschaft ist das der „Rest“ dessen, was bisher noch nicht erforscht worden ist. Die Dimensionen des *Realen* erstrecken sich auf das Anorganische ebenso wie auf das Organische, auf alle Bereiche, die im Zielbereich der Wissenschaft liegen: Mikrokosmos, Makrokosmos, Geheimnisse des Lebens, der Erde, der Welt. Wissenschaft strebt das Ziel des Allwissens an und möchte das Reale bis ins tiefste Innerste und bis ins äußerste Äußere beherrschen. Aber: „Das Reale, das ist das Unmögliche.“<sup>62</sup> Wenn sich die Arbeit des Wissens dennoch daran abmüht, wird sie das UNVERMÖGEN ihres Unternehmens erfahren müssen.

---

<sup>60</sup> Lacan 17, S. 133

<sup>61</sup> Ebd., S. 263

<sup>62</sup> Ebd., S. 158

### 3.1.2.3. Form und Funktion von Mehrgenießen (a) und Wahrheit (S1)

Wenn wir den Kreislauf der Elemente im *Diskurs der Universität* nachvollziehen, sehen wir, was es mit dem unteren Teil der Formel auf sich hat und wie die Plätze des *Mehrgenießens* (auf der Seite des  $\$$ ) und der *Wahrheit* (auf der Seite des S1) zusammenspielen.

Am Platz der *Wahrheit* sitzt der verdrängte Herrnsignifikant S1 und wird jetzt durch die Wissenschaft/Universität S2 ersetzt. Wiewohl er in die untere Etage verdrängt worden ist, gibt er, wie es einem Herrnsignifikanten entspricht, seinen Machtanspruch nicht auf und wirkt auf seinen offiziellen Vertreter ein. Der Pfeil von S1 nach oben zu S2 zeigt das an und übersetzt Lacans Hinweis: „Der Agent ist gar nicht unbedingt derjenige, der agieren macht, sondern derjenige, der agieren gemacht wird.“<sup>63</sup> In der vorliegenden Formel arbeitet der „Diskurs des Wissens“ im Dienst des Herrnsignifikanten, und darin liegt seine verborgene Wahrheit. In den vier Diskursen ist das Verhältnis von Manifestem (Agent) und Latentem (Wahrheit) immer ausschlaggebend und entsprechend zu berücksichtigen. Um das zu veranschaulichen, bringe ich ein Gleichnis von Freud, welches das Verhältnis von Manifestem und Latentem im Traum betrifft. „Ein „ordentlicher Traum steht gleichsam auf zwei Beinen“<sup>64</sup>, schreibt er. Das eine Bein ist die *Triebkraft* eines verdrängten Wunsches (latent), das andere ist ein oberflächlicher *Tagesrest* (manifest), mit dem sich der verpönte (meist sexuelle) Wunsch einkleidet, um sich als harmloser Traum zu artikulieren und den Schlaf des Ich nicht zu stören. Den latenten „*Wunsch aus dem Unbewussten*“ und dessen *Triebkraft* vergleicht Freud mit einem „Kapitalisten“, den manifesten Tagesgedanken mit einem „*Unternehmer* für den Traum“. Das Verhältnis der beiden beschreibt er dann so:

Es ist sehr wohl möglich, dass ein Tagesgedanke die Rolle des *Unternehmers* für den Traum spielt; aber der Unternehmer, der, wie man sagt, die Idee hat und den Drang, sie in Tat umzusetzen, kann doch ohne Kapital nichts machen; er braucht einen Kapitalisten, der den Aufwand bestreitet, und dieser Kapitalist, der den psychischen Aufwand für den Traum beistellt, ist allemal und unweigerlich, was auch immer der Tagesgedanke sein mag, *ein Wunsch aus dem Unbewussten*.<sup>65</sup>

Wir sehen: S2, der Agent, ist der „Unternehmer“; der „Kapitalist“ ist S1. S1 möchte seinen Wunsch erfüllen und strebt – wie der verdrängte Trieb – das Ziel der primären Befriedigung an. Im Teil 1 (Tribschicksale) habe ich die Unmöglichkeit dieses Unternehmens dargestellt: Der Weg zurück ist durch die Kultivierung (*Name-des-Vaters*) versperrt, der Weg nach vorne mündet notgedrungen in die vergebliche Suche nach dem verlorenen Genießen. Das Motto des Herrnsignifikanten *Wissen ist Macht* ist daher illusionär, eine zum Scheitern verurteilte Wunschvorstellung.

---

<sup>63</sup> Ebd., S. 222

<sup>64</sup> Freud, Bd. 6, S. 142

<sup>65</sup> Ebd., S. 155f.

Das Schema zeigt, dass der Machtanspruch des Herrnsignifikanten in zweifacher Weise erfolgt:

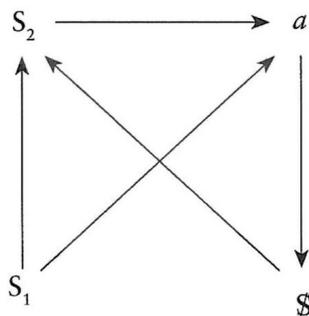


Abbildung 2: Diskurs der Universität

Der erste Vektor von S1 nach oben zu S2 besagt: Die „Universität“ (S2) soll die „Rolle des *Unternehmers*“ für den Traum des Herrn (S1) spielen, der darin besteht, Allwissen zu erreichen. S2 befolgt das und lässt sein Team dafür arbeiten, das zeigt der Vektor im manifesten Bereich:  $S_2 \rightarrow a$ . S1 *unterstützt* das mit seiner „Triebkraft“, wie der zweite Vektor vom Herrnsignifikanten zum Platz der Arbeit zeigt:  $S_1 \rightarrow a$ . Der Herrnsignifikant drängt quasi nach und schickt noch einmal – und zusätzlich zur universitären Anweisung ( $S_2 \rightarrow a$ ) – den Befehl an die Studierenden und Forschenden aus, sie sollen arbeiten, sie sollen ohne Unterlass arbeiten und das Objekt  $a$ , das verlorene Genießen, unbedingt einholen. Die herausgeforderten *Astudé* hören die Botschaft sehr wohl, denn: „Es ist unmöglich, nicht dem Gebot zu gehorchen, das da ist, auf dem Platz dessen, was die Wahrheit der Wissenschaft ist“, die da lautet: „*Mach weiter. Funktioniere. Mach weiter, immer mehr zu wissen.*“<sup>66</sup> Sie spüren den Befehl wie ein Damoklesschwert über ihren Köpfen kreisen, können aber nicht dagegen an, denn der Herr tritt nicht sichtbar in Erscheinung. Würde er das, wäre es leichter für sie, denn dann könnten sie sich direkt an ihn wenden oder sich von ihm abwenden. So aber tritt S1 als systemimmanenter Befehl auf, und zwar mit der unerbittlichen und grausam-herrischen Geste des Überichs. Das ist der zweite Aspekt der Wahrheit im *Diskurs der Universität*: Der Herr ist unsichtbar und unangreifbar, aber sein Gebot ist unverrückbar da. Lacan hebt diesen Punkt extra hervor: „Glauben Sie nicht, dass der Herr immer da ist. Es ist das Gebot, das bleibt, der kategorische Imperativ *Mach weiter zu wissen.*“<sup>67</sup>

Das Los der *astudé* führt uns direkt weiter zum Platz der PRODUKTION, wo das gespaltene Subjekt positioniert ist und das sogenannte *Mehrgenießen* herausfällt:  $a \rightarrow \$$ . In diesem Fall lässt sich das *plus-de-jouir* insofern gut nachvollziehen, als es tatsächlich ein „Mehr-als-nur-Lust“ ist und in der Skala des Lustprinzips jene Grenze erreicht, an der die Lust der Unlust weicht. Sehen wir noch einmal die Arbeitenden und ihre Aufgabe. Zum einen: Sie sollen das Unmögliche schaffen und das Reale quantifizieren, vermessen und homogenisieren. Sie sollen möglichst alle Unklarheiten beseitigen, am besten überhaupt alles in Wissen verwandeln. Zu diesem Zweck sollen sie sich dem Prinzip des methodischen Zweifels unterwerfen und alles so lange hinterfragen, bis absolute Klarheit herrscht. Das kann die

<sup>66</sup> Lacan 17, S. 133

<sup>67</sup> Ebd., S. 134

Seele eines Denkerkopfes schon einmal bedrücken. – Zum anderen: Der Befehl des Herrnsignifikanten, die Stimme des Überichs, ist penetrant und verstummt nicht. Ein geliefertes Forschungsergebnis wird zwar anerkannt, aber im selben Zug auch schon abgehakt mit der Geste *Mach weiter. Funktioniere. Mach weiter, mehr zu wissen*. Dieses ständig im Ohr zu haben, kann in der Seele eines Denkerkopfes schon einmal Unbehagen und ein gewisses Schuldgefühl auslösen, muss sich das *astudé* doch denken, dass seine Arbeit nicht ausreichend oder nicht gut genug für den Herrn ist. Und je strenger er sich bemüht, desto stärker wird sich das Gefühl der Unfähigkeit breitmachen. – Zum dritten schließlich sind die prekären Arbeitsverhältnisse der Forschenden in Betracht zu ziehen: Das Studium wird, abgesehen von ein paar kleinen Stipendien, überhaupt nicht bezahlt, die Studierenden müssen es sich mit Nebenjobs selbst finanzieren. Die etablierten Funktionen – wissenschaftliche Assistenz, Dozentur, Professur – sind nur in Form von befristeten Arbeitsverhältnissen möglich und können ohne besonderen Erklärungsbedarf aufgelöst werden. Forschungsprojekte und das Geld dafür müssen in Eigenregie organisiert werden, zudem löst die finanzielle Abgeltung nicht unbedingt Jubel aus. – In Summe ergibt das am Platz der Produktion Unbehagen und Frustration. Es ist jedenfalls eine Form von *Mehrgenießen*, die einiges zu wünschen übrig lässt. Dass etwas zu wünschen übrig bleibt, ist das Markenzeichen des gespaltenen Subjekts, das auch schon einmal, wie im Fall der wissenschaftlich Arbeitenden, ein „ver-zwei-feltes“ Subjekt sein kann.

### 3.1.3. Der Diskurs der Universität als Maximierungsmaschine

Das *Mehrgenießen* kann auch anders interpretiert werden, nämlich in Bezug auf die Universität. Sie profitiert von der Produktion, wie der Vektor von prekärem Subjekt zurück zur Universität zeigt:  $\$ \rightarrow S2$ . Das wirft ein zweifelhaftes Licht auf die Institution und ihren Diskurs. Der *Diskurs der Universität* ist heute ein globaler Leitdiskurs. Er kann, weil es ihm um Maximierung von Wissen und dessen praktische und finanzielle Verwertung geht, als Maschinerie der Ausbeutung gesehen werden. Ich spreche in diesem Sinn von *Maximierungsmaschine*, weil dieser Diskurs die ungehemmte Vermehrung des Wissens im Dienst eines Herrnsignifikanten verfolgt. Die Eroberungssucht des Wissens legt die verheerenden sozialen, politischen und ökologischen Folgen hinreichend offen. Zudem beschleunigt diese Maschine kontinuierlich ihr Tempo. Wenn das Wirtschaftswachstum nicht steigt, spricht man bereits von „Rezession“, wenn es stagniert, von „einer Katastrophe“. Das *Mehrgenießen* am Platz der Produktion, sehen wir hin, sind die gezeichneten Subjekte! Sie ersticken entweder in Arbeit und kompensieren ihren Stress in Konsumsucht – ein Trostpflaster für Arbeit und Ausbeutung muss es ja geben! Oder sie schnappen als Arbeitslose nach Luft, um überleben zu können. Ob so oder so, über alle breitet sich ein Drittes aus: Die katastrophalen Auswirkungen der Gewinnmaximierung, die Auftrennung des demokratischen Gewebes und des gesellschaftlichen Zusammenhaltes, weltweite politische Verwerfungen mit Kriegen und massenhafte Fluchtbewegungen von Menschen, Umweltzerstörung, Müll, Klimakrise, etc.

Ich nehme mich zurück und verweise stattdessen auf zwei Ursachen für diese Dynamik. Es ist nicht schwer zu erkennen, dass ein zwangsneurotischer Zug der *Angst* dahintersteckt. Die

Arbeit des Wissens soll, das steht im Programm des *Diskurses der Universität*, den Riss kitten, den der Einschlag des Signifikanten hinterlassen hat und aus dem Unzufriedenheit und ein existenzielles Mangelgefühl hervorgehen. Ein zufriedenes und geschlossenes Subjekt ohne Spaltung soll erreicht werden, lautet daher die Rechtfertigung für das Durchgreifen der Wissenschaft. Es soll kein Unbewusstes und keine Reales mehr geben. Erst wenn alles vermessen und jeder Zweifel ausgeräumt ist, kann Frieden in das Subjekt des Wissens einkehren. Das Motto von R. Descartes *Ich denke, also bin ich* darf hier Pate stehen: Nur wenn ich denke, bin ich mir sicher, dass ich auch bin. Denke ich nicht, falle ich aus mir heraus in ein Nichts. Das ständige Denken ist ein Denken-Müssen aus der Angst heraus, sich zu verlieren. Es ist eine Form der zwanghaften Selbstvergewisserung und Selbstabsicherung. Der Zwang sagt: *Du musst mir dir selbst identisch werden. Streng dich an! Du schaffst es!* Die von der Angst getriebene Vision ist eine lückenlose Geschlossenheit, in dessen Zentrum der Herrnsignifikant thront: „Der Mythos vom idealen Ich, vom Ich, das herrscht, (...) ist ganz genau das, was der universitäre Diskurs nicht von dem Platz entfernen kann, an dem sich seine Wahrheit befindet.“<sup>68</sup>

Ein zweites Motiv der Maximierungsmaschine ist die *Profitgier*. Man sieht es, wenn man im *Diskurs der Universität* das Medium Geld im Sinn von „Kapital“ einsetzt und auf die Gleichung *Wissen ist Macht* überträgt. Die *astudé* lassen am Platz der Produktion ein Mehrgenießen herausfallen, das hier als ein „Mehrwissen“ übersetzt werden kann. Dieses Mehrwissen bringt dem Agenten finanziell viel mehr ein, als er für die Arbeitskosten ausgibt. Schließlich arbeiten die Studierenden und Forschenden, wie gesagt, für wenig Geld und stecken vielfach in prekären Arbeitsverhältnissen. Aus dem Verhältnis, was die Arbeitskräfte kosten, und dem, was aus der Verwertung ihres Wissens als finanzieller Gewinn herauspringt, wird es verständlich, wenn Lacan die Universität zum „Jahrmarkt“ des Wissens erklärt.<sup>69</sup> An einer anderen Stelle, in einem Text von Samo Tomšič mit dem Titel *Psychoanalyse, Kapitalismus und Kritik der politischen Ökonomie*, heißt es: Die „Quantifizierung und Kommodifizierung des Wissens verwandelt die Universität in eine Fabrik, deren Ziel im Wesentlichen darin besteht, verwertete Subjekte zu produzieren, die ins etablierte Wissens- und Wertregime integriert werden können (Vektor  $\$ \rightarrow S_2$ ).“<sup>70</sup> Die Profitmaximierung erreicht ihr Extrem, wenn der Wissensdiskurs privatisiert wird und von geschickten Unternehmern wie Elon Musk oder Jeff Bezos gesteuert wird. Die finanzielle Schere zwischen Agent und eingestelltem Arbeitspersonal springt dann förmlich auf. Die Auswirkungen rücksichtsloser Kapitalisierung auf Leben und Lebensgrundlagen sehen wir längst. Es ist notwendig, diesem Diskurs die Schere aus der Hand zu nehmen.

---

<sup>68</sup> Ebd., S. 79

<sup>69</sup> Lacan 16, S. 44

<sup>70</sup> Postödipale Gesellschaft [Band 1], S. 232

## 4.1. Vierfüßler 3: DER DISKURS DER HYSTERIE

Ein menschliches Verhalten, das man heute als „hysterisch“ bezeichnet, gibt es seit Menschengedenken. Das psychoneurotische Bild der Hysterie gibt es dagegen erst seit Freuds und Breuers *Studien zur Hysterie (1895)*. Die sogenannte Schulmedizin sah bis dahin in den hysterischen Symptomen und Verhaltensauffälligkeiten keine „Krankheit“, man bezeichnete die Subjekte als Simulanten. Der junge Freud, damals noch Neurophysiologe, begann sich für diese Phänomene zu interessieren und ging 1885 nach Paris, um bei dem Neurologen J.-M. Charcot an der Salpêtrière zu sehen und zu studieren, wie Menschen mit derartigen körperlich und/oder psychisch bedingten Anfällen mittels Hypnose behandelt werden. Zurück in Wien, wandte er sich gemeinsam mit dem Internisten Josef Breuer der Behandlung und Erforschung solcher Symptome zu und erkannte die Ursache derselben in verdrängten sexuellen und aggressiven Triebregungen. Analytische Gespräche mit den Patientinnen darüber und über ihre Übertragungsreaktionen erwiesen sich als Heilungsmethode bald zielführender als die entwürdigende Methode der Hypnose. Somit war der Weg in die Psychoanalyse als aktive Herausarbeitung des Unbewussten durch das freie Assoziieren, Sprechen und „Plappern“ der Patientinnen eröffnet.

Lacan bezieht sich im Seminar über *Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse* auf Breuer und seine hysterische Patientin Anna O, wenn er sagt: „Je mehr Signifikanten, je mehr Geplapper Anna vom Stapel ließ, umso besser ging's.“ Als in der fortgeschrittenen Gesprächstherapie dann „die Sexualität“ ins Visier kommt, erzählt er weiter, manifestiert sich ein sexuelles Begehren erstaunlicherweise nicht zuerst bei der Patientin, sondern beim Analytiker, sodass sich dieser selbst ermahnen muss: „*Du beschäftigst dich doch ein bisschen zu viel damit.*“ Anna O. ihrerseits entwickelt das Symptom einer Scheinschwangerschaft und reagiert damit auf Breuers Begehren. Dieser hegt nämlich einen Kinderwunsch, den er sich dann in überstürzter Weise mit seiner Ehefrau erfüllt. Was Lacan mit dieser Replik auf Anna O. aufzeigen will, ist die Rolle des Begehrens im hysterischen Verhältnis der Patientin zum Analytiker. Was sich in der Übertragungssituation zwischen den beiden Subjekten abspielt, erklärt er, verlaufe gemäß seiner Formel: *Das „Begehren des Menschen ist das Begehren des Anderen“*. Die Patientin habe mit ihrem Begehren das Begehren des Analytikers gefunden. Für die Analyse des hysterischen Verhaltens sei die Formel deshalb von zentraler Bedeutung.<sup>71</sup>

---

<sup>71</sup> Lacan 11, S. 165

#### 4.1.1. Vom Herrndiskurs zum *Diskurs der Hysterie*: ein revolutionärer Dreh

Ich möchte hier anmerken, dass im *Diskurs der Hysterie* plötzlich *die Frau* am Platz des Agenten steht und dass dies von Lacan auch betont wird. Das ist interessant, weil bisher vom Subjekt immer nur im geschlechtsneutralen Sinn die Rede war. Im *Diskurs des Herrn* und im *Diskurs der Universität* treten das Subjekt und die von S1 und S2 repräsentierten Subjekte als neutrale Termini oder als abstrakte Begriffe auf. Man spricht glattweg nur vom Herrn und vom Sklaven bzw. vom Wissen, dem versteckten Herrn dahinter und ganz allgemein vom gespaltenen Subjekt. Die Frau als ein Wesen des anderen Geschlechts gegenüber dem Mann wird nie eigens erwähnt. Diese Abstraktion ist in der Theorie gerechtfertigt, weil die Elemente der Diskurstheorie nicht auf konkrete Personen oder Personengruppen bezogen sind, sondern auf Signifikanten. Im antiken Herrndiskurs stehen Herren neben Herrinnen, beide können die Machtfunktion von S1 übernehmen, ohne dass es nötig wäre, extra auf die sexuelle Identität hinzuweisen. Dasselbe gilt für den Signifikanten S2, er wird von Sklaven gleichermaßen wie von Sklavinnen besetzt. Im deutschen Hochmittelalter war z.B. die Benediktineräbtissin Hildegard von Bingen mit ihren Arbeiten über Religion, Medizin, Ethik und Kosmologie eine Herrin par excellence, ihre Weiblichkeit wird nicht extra betont. In der mittelhochdeutschen Literatur des „hohen Minnesanges“ wird der Herrin von Dichtern und Sängern in lyrischer Weise größte Hochachtung erwiesen, die explizit sexuelle Betrachtung der Frau bleibt im Hintergrund und wird dem literarischen Feld der „niederen Minne“ überlassen. Später, im universitären Diskurs seit der Reformation, ist es nicht anders. Wissen (S2) und Macht (S1) stehen als von konkreten Menschen extrahierte Signifikanten da. Mit dem Auftreten des *Diskurses der Hysterie* soll sich das entscheidend ändern: Er thematisiert, „was es mit dem sexuellen Verhältnis auf sich hat“.<sup>72</sup>

Die Drehung der Elemente des Herrndiskurses nach rechts zeigt unmissverständlich, dass der neue Diskurs eine veritable Volte ist und eine geschichtliche Revolution einleitet:

Vom *Diskurs des Herrn*                       $\frac{S1}{\$}$       →       $\frac{S2}{a}$                       zum

*Diskurs der Hysterie*                       $\frac{\$}{a}$                       →                       $\frac{S1}{S2}$

Das gespaltene Subjekt tritt offen gegen das männliche Herrschaftsprinzip auf: Einfache Bürgerinnen und Bürger, arme und mit der Regierung unzufriedene Subjekte, erheben sich in der Französischen Revolution 1789-1799 gegen den König und fordern Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Innerhalb dieser Revolution steckt nun aber noch eine andere Revolution: eine Revolution der besonderen Art, weil sie die Geschlechterdifferenz ins Spiel bringt. Freiheit und Gleichheit werden nicht nur allgemein gegenüber dem König ausgerufen, sondern insbesondere auch von der Frau gegenüber dem Mann. Die Etymologie des Wortes

---

<sup>72</sup> Lacan 17, S. 118

„Hysterie“ weist eindeutig in die Richtung der Frau: „Gebärmutter bzw. Synonym: histrionische Persönlichkeitsstörung; dissoziative Störung“, womit sich – allein begrifflich – schon die sexuelle Differenz auftut.<sup>73</sup> Lacan schlägt mit der folgenden Charakterisierung in dieselbe Kerbe: Sobald „Sie die Frage stellen *Was will eine Frau?*, siedeln Sie die Frage auf der Ebene des Begehrens an, und jeder weiß, dass (...) das für die Frau heißt, dass man die Hysterische befragt.“<sup>74</sup> Die *Studien zur Hysterie* von Breuer/Freud besagen nichts anderes, sie betreffen allesamt ein psychoneurotisches Symptom bei Frauen.

Sucht man für den *Diskurs der Hysterie* eine grobe historische Verortung, so bietet sich deshalb dazu das Schlagwort des *Feminismus* an, weil es jene soziale Frauenbewegung hervorhebt, die – beginnend im Zeitalter der *Aufklärung* – das Geschlechterverhältnis in den Vordergrund rückt und für die Gleichberechtigung und Gleichbehandlung von Frau und Mann auf allen gesellschaftlich-politisch-juristischen Ebenen kämpft. Dafür mag der Satz einer Frauenrechtlerin aus dem Jahr 1791 einstehen:

Die Frau hat das Recht, das Schafott zu besteigen. Gleichermaßen muss ihr das Recht zugestanden werden, eine Rednertribüne zu besteigen. (Olympe de Gouges: *Déclaration des droits de la Femme et de la Citoyenne*)<sup>75</sup>

In ebendieser Linie wären zu sehen: die Frauenliteratur der Aufklärung; oder die Bildungsaktivistinnen, die seit der Märzrevolution in Österreich (1848) für ein besseres Eherecht kämpften, Kindergärten und Mädchenschulen gründeten; ebenso emanzipatorische Errungenschaften wie die Zugangsberechtigung von Frauen zum Universitätsstudium; das europäische Frauenwahlrecht und die heute stehende Forderung nach Geschlechterparität in politischen und wirtschaftlichen Führungsebenen. Im frauenemanzipatorischen Diskurs seit der Aufklärung geht es um ein soziales Band, in dem die Frau den Mann in seiner traditionellen Rolle als Herrn und Meister herausfordert und sich ihm gegenüber ebenbürtig sieht. Das gespaltene Subjekt tritt bewusst *als Frau* auf. An diesem Punkt muss auch jenes neue regenbogenfarbene soziale Band gesehen werden, in dem sich das sexuierte Subjekt noch einmal aufspaltet und mit angeblich 72 oder 73 Geschlechtsidentitäten die Metapher für das „gespaltene Subjekt“ schlechthin liefert.

Nach Lacan hat der *Diskurs der Hysterie* „das Verdienst, in den diskursiven Institutionen die Frage nach dem aufrechtzuerhalten, was es mit dem sexuellen Verhältnis auf sich hat“.<sup>76</sup> Im weitesten Sinn geht es, wenn man die binäre Geschlechtsidentität und die Transgenderformen zusammennimmt, um Fragen nach der eigenen sexuellen Identität und um das Verhältnis der Geschlechter und der Menschen allgemein zueinander. Das wiederholte Fragen danach und das Drängen nach Antworten darauf, ist das beherrschende Thema des *Diskurses der Hysterie*. Denn dieser sieht und artikuliert, dass im sexuellen Verhältnis immer etwas verfehlt wird. Mann und Frau – und egal, mit welcher sexuellen Identität sich jemand nach dem ödipalen Drama identifiziert –, Weibliches und Männliches ergänzen einander nie in der vollendeten Art, wie es der chinesische Ying-Yang-Mythos darstellt. Im Gegenteil, sie sind einander strukturell unangepasst. Sobald die Menschen sprechen, ist das sexuelle Verhältnis schon gestört: Es fehlt immer etwas. Das ständige

---

<sup>73</sup> <https://www.google.com/search?client=firefox-b-d&q=Hysterie+etymologie>

<sup>74</sup> Lacan 17, S. 166

<sup>75</sup> <https://de.wikipedia.org/wiki/Feminismus#Anf%C3%A4nge>

<sup>76</sup> Ebd., S. 118

Fragen, Nachfragen, Beteuern, Lügen, etc. wie es zwischen Lebenspartnern stattfindet, gibt beredtes Zeugnis davon.

#### 4.1.2. Der *Diskurs der Hysterie* und die Logik des Begehrens

Mit der Frage nach dem eigenen Sein und nach dem, was er für den anderen ist, dringt der Mensch prinzipiell in die Funktion des Begehrens ein. Weil im Miteinander der Menschen das Begehren eine strukturelle Hauptrolle spielt, geht Lacan so weit, „den hysterischen Diskurs in das Tableau der fundamentalen Diskurse“ aufzunehmen und ihn damit zu entpathologisieren.<sup>77</sup> Die theoretische Begründung dafür liefert die Subjektstruktur. Wie ich in Teil 1 ausgeführt habe, geht mit der Unterwerfung des Menschen unter die symbolische Ordnung ein Verlust des Genießens einher. Die „Sprechwesen“ gehen damit unterschiedlich um. Der Herrndiskurs verdrängt den Verlust und hat kein Interesse an der Wahrheit des Subjektseins, für den Herrn ist die Hauptsache, dass seine Sache als Herr funktioniert. Er begnügt sich mit dem Ersatz für den Verlust und genießt sein Prestige. Der universitäre Diskurs sieht zwar das verlorene Genießen, findet sich damit aber nicht ab und versucht den Verlust durch Wissen zu beherrschen: Massive Güterproduktion und Ideologien des Glücks und der Gerechtigkeit sollen den Mangel kompensieren. Im *Diskurs der Hysterie* wird der „Riss in der Brust“ dagegen zum obersten Prinzip erhoben. Das gesplante Subjekt nimmt die Position des Agens ein und steht in der Diskursformel mit seiner Wahrheit eines elementaren Mangelgefühls in Zusammenhang: Mit  $\$$  als Agens und Objekt  $a$  am Platz der Wahrheit gibt im *Diskurs der Hysterie* deshalb das Begehren den Ton an.

*Das Begehren des Menschen ist das Begehren des Anderen.* Der *Diskurs der Hysterie* interpretiert die Lacan'sche Gleichung in der Weise, dass er das *Begehren des Anderen* in den Fokus rückt: Das Subjekt begehrt, vom Anderen begehrt zu werden. Die Formel zeigt, dass der Andere in diesem Fall durch eine Person repräsentiert wird, welche die Funktion des Herrnsignifikanten  $S_1$  innehat, mithin ein machtvoller und potenter Herr ist. Die Frau als gesplantes Subjekt ( $\$$ ) zeigt ihm gegenüber unverblümt ihr sexuelles Begehren und zieht damit sein Begehren auf sich. Kurz gesagt: Sie verlockt ihn und bietet sich ihm als Objekt des Begehrens an. Schon die „Studien zur Hysterie“ haben dieses „Spiel“ mit dem Begehren beobachtet und die zentrale Frage gestellt: *Was genau will die Frau vom Mann?* Lacan antwortet schnörkellos: „Das ist völlig klar“, was sie will, das „ist ein Herr“.<sup>78</sup> Aus ihrem Verlangen heraus baut sich die Frau das Bild eines Mannes auf, der ein echter Meister ist, der ihr sexuelles Begehren erhört und ihren Liebesanspruch erfüllen kann. Lacan exemplifiziert das anhand von Freuds „Fall *Dora*“. Die junge Frau erhebt ihren Verehrer Herrn K. in die Position eines „idealisierten Vaters“, der „das Organ“ hat und damit den Status der Erzeugerfunktion erfüllt: „Was *Dora* genehm ist, das ist die Vorstellung, dass er das Organ hat.“<sup>79</sup> Sie will einen potenten Herrn, der sie sexuell begehrt. Gemäß der Logik des Begehrens

---

<sup>77</sup> Widmer (1990), S. 138

<sup>78</sup> Ebd., S. 167

<sup>79</sup> Ebd., S. 120

manövriert sie sich in dieser Weise in das Phantasma hinein, das Objekt des Begehrens des Anderen zu sein und sein Begehren damit erfüllen zu können. Die Strategie geht auf, wenn der Andere das sexuelle Angebot annimmt. – Aber Vorsicht! Das ist nur die eine Seite der Medaille. Die andere ist die, dass sie ihren Herrn in dieser – von ihr selbst aufgebauten – potenten Meisterrolle entlarvt und sich ihm als Objekt der sexuellen Befriedigung entzieht. Sie dringt in die Funktion des Anderen ein und holt „den Herrn-Signifikanten hervor“<sup>80</sup>, um sich ihm dann körperlich zu verweigern. Die Hysterische geht also – wahrlich im Sinne eines gespaltenen Subjekts – mit einer Doppelstrategie vor: *Herauslockung des Anderen – zum Zweck seiner Demütigung*. Sie zelebriert das bekannte Spiel: Eine Frau präsentiert sich in ihrem schönsten Liebreiz und führt vor dem Mann einen erotischen Tanz auf. Sie macht sich für ihn begehrenswert, lockt und verführt ihn, präsentiert sich vor ihm als sein höchstes Gut. Wenn er dann zupacken will, lässt sie den Schleier fallen und zeigt ihm die kalte Schulter. Sie gibt ihm zu verstehen, dass er ein Nichts für sie ist, dass er unfähig ist, dass er in ihren Augen ein „kastrierter Herr“ ist. Sie bringt die Sache auf den Punkt und dreht sie um: „Sie herrscht, und er regiert nicht.“ Das ist es, was die Hysterische will: Sie „will einen Herrn, über welchen sie herrscht.“<sup>81</sup>

Wenn man dem Kreislauf der Formel folgt, erkennt man allerdings, dass das hysterische Wollen nicht auf Macht aus ist, sondern aus einem Mangelgefühl heraus angetrieben wird. Objekt *a* auf dem Platz der Wahrheit besagt, dass das hysterische Subjekt in der ständigen Angst lebt, nicht begehrt zu werden. A. Ruhs formuliert es so: Das hysterische Bestreben ist „stets darauf gerichtet, im Anderen einen Mangel zu erzeugen, um sich einen Platz als begehrtes Objekt zu sichern“.<sup>82</sup> Nun versteht man auch die hysterische Doppelstrategie besser: Die Hysterikerin „kastriert“ ihren Herrn, nachdem sie ihn phallifiziert und sein Begehren entfacht hat. Sie muss sich ihm als Objekt der sexuellen Befriedigung verweigern, um sein Begehren aufrechtzuerhalten. Würde sie sich ihm hingeben, wäre er befriedigt und sie nicht mehr begehrt: „Der Wechsel von Erhöhung und Erniedrigung soll beim Beziehungspartner bewirken, dass sein Begehren stets aufrechterhalten wird, weshalb er unbefriedigt bleiben muss.“<sup>83</sup> Um das Begehren des Begehrens des Anderen am Leben zu halten, um sich zu versichern, vom Anderen begehrt zu werden, treibt der *Diskurs der Hysterie* sonderbare Blüten, indem er nicht selten den Umweg über Beziehungskonstellationen nimmt. In diesem Fall geht das hysterische Subjekt ein Dreiecksverhältnis ein, um sich mit derjenigen Frau oder demjenigen Mann zu identifizieren, der begehrt wird. Die hysterische Identifizierung „in Bezug auf ein anderes Paar“ ist immer eine Identifizierung „mit beiden Partnern und auf einer stark affektiv gefärbten Ebene begleitet von einer Identifizierung mit dem sexuellen Akt“. Hier ist noch einmal mit A. Ruhs darauf hinzuweisen und hervorzuheben, dass sich das hysterische Subjekt vom sexuellen Genießen des Anderen mit „Ekel und Abscheu“ abwendet: „Im Gegensatz zum Wunsch, Objekt des Begehrens zu sein, möchte es keinesfalls ein Objekt sein, dass der Andere genießt bzw. das ihm zu einem Genuss verhilft.“<sup>84</sup>

---

<sup>80</sup> Ebd., S. 167

<sup>81</sup> Ebd.

<sup>82</sup> Ruhs (2010), S. 70

<sup>83</sup> Ebd., S. 71

<sup>84</sup> Ebd., S. 71f.

#### 4.1.3.1. Struktur und Dynamik des *Diskurses der Hysterie*

$$\begin{array}{ccc} \underline{\$} & \rightarrow & \underline{S1} \\ a & & S2 \end{array}$$

Die Formel in Kurzfassung: Die Vierteldrehung des Herrndiskurs nach rechts bringt das gespaltene Subjekt (\$) in die Position des Agenten, um die Aufmerksamkeit des Herrnsignifikanten *offen* herauszufordern. Ein mit Potenz ausgestatteter Anderer (S1) soll für das Subjekt arbeiten und ein Wissen (S2) produzieren, welches ein Problem, das sich aus der Gespaltenheit heraus ergibt, löst. Das Produkt der Arbeit steht auf der latenten Ebene; auf der Subjektseite steht am Platz der Wahrheit das Objekt *a*. Wie aus \$ an der dominanten Position und der „Objekt-Ursache des Begehrens“ am Platz der Wahrheit hervorgeht, folgt die Dynamik des Diskurses der Logik des Begehrens.

Zur ausführlichen Darstellung bringe ich ein Beispiel aus dem Alltag, in dem es nicht um ein sexuelles Verhältnis, sondern allgemein um den Mangel an Sein geht, wofür der Begriff *Unzufriedenheit* stehen kann: Eine Person (\$) klagt über bestimmte konkrete Verhältnisse in der Gemeinde ihres Wohnsitzes und trägt dem Bürgermeister (S1) den Grund ihrer Klage theatralisch und vorwurfsvoll vor, mit dem dringenden Nachsatz, er möge den Mangel umgehend beseitigen, er betreffe ja nicht nur sie allein, sondern auch andere Bürgerinnen und Bürger, so ein Missstand falle schließlich auf ihn selbst zurück, das wolle er doch nicht als der „Oberste“ in seiner Gemeinde hinnehmen! Mit seinem exaltierten Auftritt hysterisiert das Subjekt seinen Anderen. In Buchstabierung der Formel heißt das: S1 soll sich anstrengen und den Missstand, für den er verantwortlich ist, beseitigen. Damit bringt die unzufriedene Person ihren Bürger-„Meister“ in geschickter Weise dazu, auf das von ihr Geforderte neugierig zu werden: Sie hat im Anderen einen Mangel und damit ein Begehren erzeugt und sich selbst darüber als Objekt des Begehrens des Anderen etabliert. Sie hat es geschafft, ihr Begehren mit dem seinen in der Weise zusammenzubringen, dass er – der Meister – sich in seiner Kompetenz als stolzer Herr gefragt sieht. Das ist die Phase der *Erhöhung* (Phallifizierung, Idealisierung) des Anderen. – Aufgrund der in ihn gesetzten Erwartung wird S1 reagieren und – am Platz der *Arbeit* – sich für die Beseitigung des Mangels etwas einfallen lassen. Er produziert ein Wissen (S2) und stellt am Platz der *Produktion* mit „stolzer Brust“ die Lösung des Problems vor. Angesichts dessen stimmt das unzufriedene Subjekt aber nicht, wie vom Meister erwartet, ein begeistertes Loblied an, sondern holt – anstatt ihn genießen zu lassen – gemäß der hysterischen Doppelstrategie zum Schlag der *Erniedrigung* aus und gibt ihm zu verstehen: *Guter Herr! Was Sie da liefern, das ist nichts! Das taugt nichts!*

In der Entwertung des Meister-Produkts entfaltet sich die verborgene Wahrheit des hysterischen Subjekts: Objekt *a* am Platz der *Wahrheit* besagt, dass die Quelle der Unzufriedenheit nie zur Gänze beseitigt werden kann. Kein Wissen (S2) kann das „Loch“ im Sein (*a*) des Subjekts (\$) stopfen. Für den Meister (S1) bedeutet das eine Prolongierung seines Begehrens in Bezug auf das unzufriedene Subjekt. Dieses bleibt für ihn nach wie vor eine interessante Herausforderung, und der Kreislauf kann von vorne beginnen.

Innerhalb der Diskursdynamik bedeutet das gelieferte Wissen S2 für die hysterische Person zwar eine gewisse Anerkennung oder einen kleinen Sieg, ein „Scheibchen“ Mehrgenießen, wenn man es mit Lacan so nennen will. Aber, und das ist der Punkt, gemessen an dem, was das Begehren fordert, und dem, was es tatsächlich als Befriedigungsobjekt erhält, bringt *jedes* Wissen nur eine unzureichende Lösung. Wissen ist zwar ein „Mittel zum Genießen“, aber nur ein Mittel zum *Mehrgenießen*, ein lumpiger Ersatz für das verlorene Genießen. Deshalb ist jedes Produkt, das sich die unzufriedene Person von ihrem Meister ertrotzt, nicht das berühmte *that's it!*, wie es der Werbeslogan für ein Produkt behauptet. Das erklärt auch, warum das hysterische Subjekt keinen Zugang zu seiner Wahrheit hat. Der trennende Querbalken das an: *Die Wahrheit ist versperrt – das Subjekt kann nicht wissen, was es will*. Folglich bleibt auch jede Bemühung des Herrn vergeblich.

Der *Diskurs der Hysterie* steht im Zeichen des *Unvermögens*. Das bedeutet: Ursache und gleichzeitiges Ziel der Hysterie ist es, das Begehren aufrechtzuerhalten. Für das Begehren gibt es kein Objekt der Befriedigung. Der hysterische Diskurs sucht nicht ein phantasmatisches Objekt der Befriedigung, sondern das Begehren des Anderen, an das er sich anhängen kann, um sich am Laufen zu halten. Im klinischen Extremfall der Anorexie geht das Subjekt so weit, dass es an die Stelle des Begehrens des Anderen das *Nichts* setzt: Nur das Objekt *Nichts* kann es befriedigen, weil es durch *nichts* befriedigt werden kann. Magersüchtige essen das Nichts für die Sättigung ihres Hungers nach Sein.

#### 4.1.4. Zusammenfassung und Ausblick

Als Zusammenfassung für die UNMÖGLICHKEIT, die dem Kreislauf des *Diskurses der Hysterie* innewohnt, übernehme ich sinngemäß die vier Punkte von Alenka Zupancic:<sup>85</sup>

Das hysterische Subjekt (\$) wirft dem System (S1) konkrete Mängel und Ungerechtigkeiten vor und fordert es zu besserem Arbeiten heraus. Die gefundenen Mängel sind aber nur der empirische Vorwand für eine zutiefst empfundene Unzufriedenheit (a), die aus der Subjektspaltung resultiert.

Das Wissen und die Lösungsvorschläge, die das System hervorbringt (S2), sind immer „falsch“ oder ungeeignet. Das hysterische Subjekt findet darin nur ein *Mehrgenießen*, es will aber das volle Genießen. Daher gibt es sich mit nichts zufrieden, ja, es zelebriert die eigene Unzufriedenheit und lebt sie förmlich aus. Es sucht den Mangel an Sein, unternimmt alles, um das Begehren aktiv zu halten. Es ist der Hüter „des Negativen, des Nicht-Kommensurablen und des Unmöglichen“.<sup>86</sup>

---

<sup>85</sup> Postödipale Gesellschaft [Band 1], S. 188

<sup>86</sup> Ebd., S. 192

Der hysterische Motor ist am Platz der Wahrheit mit dem Objekt *a* verortet: S2 und Objekt *a* kommen miteinander nicht zur Deckung, ein Wissen kann den Mangel nicht ausgleichen. Die Wahrheit, das Reale, lässt sich nicht sagen und nicht beherrschen.

Aus diesem Grund müssen der Herrnsignifikant (S1) und sein produziertes Wissen (S2) strukturell inkompetent und unvermögend sein. Das hysterische Subjekt stellt die Souveränität des Herrn als unfähiges Getue bloß: Sein Meister-Sein ist nur Schein, ein *So-tun-als-ob*.

Welchen Ausweg aus dem hysterischen Kreislauf kann das gespaltene Subjekt finden? Hält man sich an die Diskursformeln, sind zwei Wege vorstellbar. Entweder das Subjekt fällt in einer Vierteldrehung nach *links* zurück in den Herrndiskurs – nach dem Motto: *Die Revolution frisst ihre eigenen Kinder*. Diese Wahrscheinlichkeit hält Lacan den Studentenprotesten 1969 in Vincennes vor: Das revolutionäre Streben hat nur eine Chance, „nämlich immer beim Diskurs des Herrn zu enden.“ „Das, wonach Sie als Revolutionäre streben, das ist ein Herr. Sie werden ihn haben.“<sup>87</sup> – Oder, das ist die andere Möglichkeit: Das Subjekt fällt in Depression und findet in einer Vierteldrehung nach *rechts* den Weg in den *Diskurs des Analytikers*.

---

<sup>87</sup> Lacan 17, S. 271

## 5.1. Vierfüßler 4: DER DISKURS DES ANALYTIKERS

In jedem Diskurs spielt das Objekt *a* die Rolle eines unauflösbaren Restes: Es ist ein Zuviel oder ein Zuwenig, das den Diskurs immer zu neuen Aufschwüngen antreibt, ohne ihn an ein befriedigendes Ende kommen zu lassen. Im *Diskurs des Analytikers* gerät Objekt *a* an den dominanten Platz des Agenten und gibt – in der Figur des Lacan'schen Psychoanalytikers – seinem Gegenüber, dem Patienten in der analytischen Kur, die Freud'sche Order für ein jahrelang angelegtes (und wohl unabschließbares) Projekt aus: *Wo Es war, soll Ich werden*.<sup>88</sup> Dieser Satz, egal ob die Personalpronomina „es“ und „ich“ als Substantive gelesen werden, steht programmatisch für den Weg und das Ziel der therapeutischen Arbeit. Es ist eine folgeschwere Arbeit, weil in dem langwierigen und intensiven analytischen Prozess die bisherige Lebensform des Patienten „umgekrempelt“ wird. Es wird eine neue Sicht auf sein bisheriges Leben herausgearbeitet; seine Umgangsform mit anderen Menschen wird neu ausgerichtet. Um das durchzustehen, muss sich der Patient dazu einverstanden erklären, „sein ganzes Leben in Frage zu stellen“.<sup>89</sup>

Die psychoanalytische Erfahrung<sup>90</sup> zeigt, dass die Menschen, wenn sie den Weg in die Analyse suchen, sich in den wenigsten Fällen der Tragweite ihres Vorhabens bewusst sind. Die Gründe für ihr Kommen sieht B. Fink in einer akut gewordenen „Befriedigungskrise“, die ihnen zu schaffen macht und ihren „Modus operandi“ zusammenbrechen lässt.<sup>91</sup> In diesem Zustand kommen sie mit ihrem bisherigen Lebenswandel und ihren sozialen Beziehungen nicht mehr zurecht: Krise in der Ehe, Schwinden des Freundeskreises, Konflikte am Arbeitsplatz, gesteigertes Unbehagen in der Gesellschaft treiben sie in eine depressive Grundstimmung, in der sie kein Begehren mehr verspüren und keine Lust mehr auf irgendetwas haben; Sinnleere und Lethargie erdrücken ihren Lebensmut. Eine Therapie soll dem abhelfen. Sie erwarten sich von der Behandlung eine Lösung ihrer Probleme, so wie es sich eben Patienten von einem üblichen Arztbesuch vorstellen. Der *Diskurs des Analytikers* erteilt diesem Zweckdenken indes eine entschiedene Absage, weil der Analytiker über kein gewünschtes Rezept für die Symptome des Patienten verfügt und zu Anfang nur den allgemeinen Hinweis geben kann, dass der Verfall von Lebensgenuss in der Regel mit einem Nachlassen von Ersatzbefriedigungen zusammenhängt.

Zur Erinnerung baue ich hier noch einmal ein, was ich anhand der Triebchicksale ausgeführt habe, lenke den Blick aber stärker auf das Genießen im Symptom: Eine Ersatzbefriedigung bietet nur eine kleine, unzureichende Kompensation für das verlorene Genießen und ist nicht von anhaltender Dauer. Die Suche nach Genießen muss ständig weitergehen und neue Rituale erfinden, in denen sich ein Genießen symptomatisch ausleben kann und „Befriedigung über Unzufriedenheit“ finden lässt. Das französische Wort *jouissance* für Genießen bezeichnet etwas anderes als *Lust* im Sinne des Lustprinzips. Während *Lust* als libidinöse Entspannung für sich selbst erlebt wird bzw. erlebt werden kann, nimmt das *Genießen (jouissance)* einen Umweg zu seinem Ziel, indem es den symbolischen Anderen in das Geschehen hineinzieht: Nur aus dem Dabeisein des Anderen kann es „einen Nutzen für

---

<sup>88</sup> Freud (1932), S. 68

<sup>89</sup> Fink (2019), S. 31f.

<sup>90</sup> Ich bin kein Kliniker und stütze mich in der Folge auf Fink (2019)

<sup>91</sup> Ebd., S. 24

sich ziehen“.<sup>92</sup> Die Einbeziehung des Anderen heißt konkret: Das Subjekt des Genießens wendet sich an jene erzieherische Instanzen, die mit ihren Ansprüchen, Befehlen, Wünschen und Werten das kindliche Lustleben reguliert und einem Tribschicksal des Verzichts unterworfen haben. Mit der erzieherischen Einschränkung ist das Subjekt nie fertig geworden und trägt sie seinen gestrengen „Einsagern“ gründlich und vorwurfsvoll nach, indem es durch sein Symptom zu ihnen spricht: *Seht her, jetzt zeig ich euch, was ihr aus mir gemacht habt! Ich genieße es, wenn ihr mitansehen müsst, wie ich eure Vorgaben erfülle, indem ich mich abquäle und bis zum Exzess schufte, trainiere, lerne, putze, alle Pflichten erfülle, etc.* – oder, wenn es die Sache provokant umkehrt und höhnt: *Seht her, ich genieße es, wenn ich vor euren Augen, euch zum Trotz, das Unerhörte, Grenzwertige auslebe!* Das Genießen des Symptoms zeigt sich in deutlichen masochistischen und/oder sadistischen Zügen. Es ist *alloerotisch* strukturiert, was bedeutet: Es bezieht den Anderen in einer ostentativ unterwürfigen oder trotzigigen Weise in das Szenario der Ersatzbefriedigung mit ein. Deswegen ist es, so Fink, „zu umwegig, ‘schmutzig’ oder ‘verdorben’ (...), um als lustvoll oder befriedigend beschrieben zu werden“.<sup>93</sup>

Alloerotisches Genießen prägt mehr oder weniger stark die Lebensformen von uns allen. Es zeigt sich beispielsweise dann, wenn wir uns vor jemandem masochistisch erniedrigen und uns ostentativ unterwürfig benehmen. Oder wenn wir, im Gegenteil, zu jemandem absichtlich „ungut“ sind und ihn in Verlegenheit bringen; wenn wir „sticheln“ und jemanden damit absichtlich verletzen wollen; oder wenn wir unsere privaten Vorlieben ausleben, ohne auf die Konsequenzen zu achten, die das für andere hat; wenn wir uns in Gesellschaft selbstdarstellerisch aufplustern und narzisstische Lust daraus ziehen, etwa mit ungebremstem Witze-Erzählen, Vorträge-Halten, etc. – Sich anderen masochistisch zu unterwerfen oder – im Gegenteil sich egoistisch oder verletzend in Szene zu setzen, seinen Hobbies exzentrisch und penetrant nachzugehen, im Symptom zu genießen – wenn diese süßbittere Würze des Lebens nachlässt und verkümmert, dann ist gemäß dem psychoanalytischen Befund eine Krise des Genießens gegeben: „Dasjenige Symptom, welches das Genießen bereitstellt, funktioniert nicht mehr oder scheint gefährdet.“<sup>94</sup> Menschen gehen „in Therapie“ in der Hoffnung, dass der Analytiker den tristen Zustand repariert. Sie wollen *nicht* vom Symptom selbst, sondern von dessen nachlassender Wirkung befreit werden. Der erfahrene Analytiker kennt das, geht aber auf das Verlangen nicht ein. Stattdessen bietet er seinem Gegenüber einen Tausch an: *Gib die Ersatzbefriedigung, dein Symptom, auf und gewinne dafür Befriedigung aus der Entzifferung deines Unbewussten!*

---

<sup>92</sup> Etymologisch heißt „Genießen“: „einen Nutzen aus etwas ziehen“

<sup>93</sup> Fink (2019), S. 25

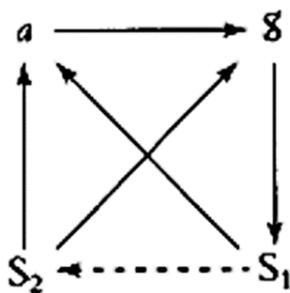
<sup>94</sup> Ebd.

### 5.1.1. Die Formel des *Diskurses des Analytikers*

$$\begin{array}{ccc} \underline{a} & \rightarrow & \underline{\$} \\ S2 \dots \dots \dots & & S1 \end{array}$$

Kurze Verbalisierung der Formel: Der Analytiker repräsentiert am Platz des *Agenten* das Objekt *a* und fordert den Patienten<sup>95</sup>, der mit seinen Fragen, Problemen und Ängsten die Rolle des gespaltenen Subjekts (\$) einnimmt, zur *Sprech-Arbeit* auf: *Sprechen Sie, legen Sie los, sagen Sie alles, was Ihnen einfällt, was Sie zu mir geführt hat, was Sie von der Analyse erwarten, alles, was Sie sagen wollen, ist zulässig, etc.* Mit dieser Aufforderung zeigt der Analytiker sein Begehren für das Sprechen auf der Seite des Anderen an. Was er dort heraushören kann, vor allem bei Versprechern, Fehlleistungen, Träumen, etc., ist das, was ihn in erster Linie interessiert. Es ist das unbewusste Wissen (S2) des Subjekts, das, obwohl unbewusst, dennoch aktiv ist, insofern es das Leiden des Subjekts produziert. Am Platz der *Produktion* schält sich im Prozess der analytischen Arbeit zuvor ein signifikanter Punkt heraus, der das Sprechen des Subjekts blockiert: Es ist der Herrnsignifikant S1, den der Psychoanalytiker als Hinweis auf das verdrängte Wissen S2 versteht und der das repräsentiert, was das Subjekt beherrscht und mehrgenießen lässt, sprich: leiden lässt. Damit dieser isolierte Signifikant (S1) eine Bedeutung erhält, muss er vom Analytiker mit der Lebensgeschichte des Subjekts, und das ist in diesem Fall dessen unbewusstes Wissen (S2), in Verbindung gebracht werden. Der hergestellte Zusammenhang von S1 und S2 wird im Diskurs als die *Wahrheit* ausgedrückt: Mit S2 überantwortet dem Patienten ein Wissen darüber, wie und warum sich sein Symptom entwickelt hat.

Das Schema zeigt anhand der Vektoren den diskursiven Ablauf:



Der Analytiker bringt in seiner Funktion *a* (Objekt-Ursache des Begehrens) die Arbeit des gespaltenen Subjekts \$ in Gang und weckt dessen Interesse für die Erforschung der psychischen Ursache seines Symptoms:  $a \rightarrow \$$  und  $\$ \rightarrow S1$ . Der Pfeil von S1 zurück nach links oben zu *a* ( $S1 \rightarrow a$ ) gibt dem Analytiker zu verstehen, dass die Analyse auf einer Spur ist, die es gilt, weiter zu verfolgen. Der gestrichelte Pfeil von S1 zu S2 zeigt an, dass zwischen dem Herrnsignifikanten S1 und dem Unbewussten des Subjekts eine Beziehung besteht. Wenn

<sup>95</sup> B. Fink verwendet für „Patient“ durchgehend den Ausdruck „Analysant“. Patient und Analysant sind in meinen Ausführung Synonyme.

dem Analytiker die Entschlüsselung des Unbewussten (S2) gelingt, kann er S1 mit S2 kontextualisieren und die Genese des Symptoms rekonstruieren. Die Rekonstruktion ist die „Geschichte“ des Symptoms und wird dem Subjekt als dessen Wahrheit übermittelt. Das zeigen die beiden Pfeile ausgehend von S2:  $S2 \rightarrow a$  und  $S2 \rightarrow \$$ .

#### 5.1.1.1. Das Verhältnis von Analytiker und Patient: $a \rightarrow \$$

Der Analytiker erfüllt die dominante Rolle des *Agens*, indem er von Beginn an reines Begehren (und nichts anderes) für das Unbewusste des Patienten am Platz der *Arbeit* zeigt. In diesem Sinn führt er Vorgespräche und Vorinterviews, in denen er dem Patienten erklärt, dass die Analyse ein jahrelanges Projekt mit unabsehbaren Folgen für dessen weiteres Leben bedeuten kann, schließlich geht es um die Entzifferung des Symptoms und die verdrängten Erlebnisse, die dafür verantwortlich sind. Er tritt gegenüber dem zukünftigen Patienten (\$) gemäß seiner Rolle als Agens mit Bestimmtheit auf und macht dem Patienten klar, was er von ihm erwartet, z.B. pünktliches und regelmäßiges Erscheinen in der Kur sowie regelmäßige und unverzügliche Bezahlung der Sitzungen. Was das Sprechen und Assoziieren angeht, verpflichtet er ihn zur Ehrlichkeit. Dieses Auftreten bedeutet nicht, dass sich der Analytiker als Meister aufspielte, der wüsste, was am Ende der Therapie herauskommt. Umgekehrt stellt er sich auch nicht als verbindlicher Partner dar, der mit dem Patienten am selben Strang ziehen würde. Vielmehr spielt er den Neutralen, setzt, wenn man so will, gleich einem Kartenspieler ein Pokerface auf und nimmt sich als Person mit Vorurteilen und Gefühlen völlig zurück, um seine Funktion als Objekt a möglichst rein erfüllen zu können. In diesem Sinn sieht Fink den Analytiker „als Schauspieler, Funktion, Platzhalter, leere Maske“.<sup>96</sup>

Wiewohl der Analytiker als „leere Maske“ auftritt, treibt er das Sprechen gehörig an und fördert es, indem er „das Subjekt in seiner Teilung zu genau den Punkten“ befragt, „an denen die Spaltung zwischen bewusst und unbewusst durchscheint: Versprecher, Fehlleistungen und unbeabsichtigte Taten, undeutliche Aussprache, Träume, usw.“<sup>97</sup> Er stellt nicht nur Fragen, sondern greift auch mit anderen Mitteln in das Sprechen und Assoziieren des Subjekts ein, z.B. wiederholt er bestimmte Aussagen, oder betont sie, oder betont sie anders als sie der Patient betont hat. Dieses Intervenieren lässt sich mit dem Setzen von Punkten, Beistrichen, Bindestrichen oder Absätzen beim Verfassen eines Textes vergleichen. Jede Punktierung des Redeflusses verändert ein wenig die Aussage und macht einen anderen Sinn auf.

Durch das Registrieren und Akzentuieren der Manifestationen des Unbewussten, vermittelt der Analytiker seinem Gegenüber, dass es ein geteiltes Subjekt (\$) ist, das „mit gespaltener Zunge“ spricht, was ich hier so verstanden wissen will, dass es gleichzeitig ein bewusst *und* unbewusst sprechendes Subjekt ist. Das macht den Patienten seinerseits auf die Thematik des Unbewussten neugierig. Er will mehr wissen – und zwar umso mehr, je weniger der Analytiker mit vorschnellen Deutungen daherkommt und das erwachte Interesse „erstickt“.

---

<sup>96</sup> Fink (2019), S. 32

<sup>97</sup> Fink (2015), S. 180

Der gut beratene Analytiker stellt lediglich dieses oder jenes an den Äußerungen des Subjekts fest oder findet es für „bemerkenstwert“. Das aufkeimende Interesse des Subjekts am Unbewussten stellt die Initialzündung im analytischen Diskurs dar. Aus psychoanalytischer Sicht könnte man sagen: Das Subjekt ist hysterisiert und will mehr darüber wissen. Aus pädagogischer Sicht könnte man sagen: Es ist der „Lernprozess“ im Anfangsstadium der Kur. Der Patient lernt über den Umweg des analytischen Interpunktierens und Nachfragens etwas kennen, das ihm bisher fremd und unbekannt war. Allerdings – und das ist ein deutliches Zeichen des Widerstandes – weist er die Manifestationen seines Unbewussten zunächst noch als etwas „Nicht-zu-ihm-Gehöriges“ zurück und projiziert es auf den Analytiker: Die beobachteten Äußerungen des Unbewussten kämen in Wirklichkeit nicht aus ihm, sondern seien vom Analytiker provoziert worden, *er*, der Analytiker, sei für das Zustandekommen dieses „Unsinn“ verantwortlich. Der Analytiker nimmt es ohne Reaktion zur Kenntnis und versteht sich als Auffangbecken für das Unbewusste seines Patienten, das er in der weiteren Arbeit nutzen kann. Er akzeptiert seine Rolle als Projektionsfläche des Unbewussten seines Patienten, um sie zu nutzen.

#### 5.1.1.2. Die Produktion des Herrnsignifikanten S1

In dieser Anfangsphase hat sich das Begehren des Analytikers mit dem Begehren des Anderen verlinkt. Das Subjekt spürt jetzt, dass die analytische Arbeit greift, fühlt sich dadurch aber vom Analytiker bedrängt. Es fragt sich ängstlich: *Was will er wirklich von mir? Was sieht er in mir?* Die analytische Arbeit ruft bei ihm Hemmungen hervor, bringt seine Rede ins Stocken, lässt es in die Wiederholung von bereits Gesagtem ausweichen oder bringt es ganz zum Schweigen. Der Analytiker hat indes bemerkt, dass dieses Stocken immer dann einsetzt, wenn die Rede des Subjekts auf ein *bestimmtes* Wort, einen *bestimmten* Gedanken oder Eigennamen stößt. Das ist ein wichtiger Fund für ihn, weil er hinter dem Signifikanten, der die Blockade auslöst, einen unbewussten Komplex vermuten darf, der mit dem Symptom des Subjekts im Zusammenhang steht. Er nähert sich daher diesem signifikanten Punkt von einer anderen Seite und wechselt das Thema oder bricht die Sitzung ab.

Wenn im Verlauf der Analyse der Diskurs von verschiedenen Seiten immer wieder auf jenen eigenartigen Signifikanten stößt, der alles ins Stocken bringt, dann weiß der Analytiker, dass er einen sogenannten *Herrnsignifikanten* (S1) entdeckt hat. Gemäß der Diskursformel steht S1 am Platz der *Produktion*. Er ist das Produkt der Arbeit des Subjekts und steht für die Funktion des „Mehrgenießens“ bzw. der „Mehrlust“. Verständlicher ausgedrückt heißt das: Dieser Signifikant S1 lässt das Subjekt „leiden“, es ist ein „wunder Punkt“ in seiner Seele. Er rührt an etwas Ungutes, das aber nicht ausgedrückt werden kann. Fink charakterisiert den Herrnsignifikanten „als Sackgasse, als Haltepunkt, als ein[en] Ausdruck, ein Wort oder eine Phrase, die den Assoziationen ein Ende bereitet, die den Diskurs des Patienten lahm legt.“<sup>98</sup> S1 gibt in dieser störrischen Form den Hinweis auf einen verdrängten Inhalt im Leben des Subjekts, meistens ist es ein einschneidendes Erlebnis, das möglicherweise unverdrängt worden ist und zu einer Triebfixierung geführt hat. Das kann z.B. der Tod oder die schwere

---

<sup>98</sup> Fink (2015), S. 180

Krankheit eines geliebten Menschen sein. Es kann auch ein tragischer Unfall oder eine Urzene dahinterstecken, jedenfalls wird durch den S1 ein traumatisches Erlebnis signalisiert.

### 5.1.1.3. Die Entzifferung des unbewussten Wissens (S2)

In der Diskurstheorie steht der Herrnsignifikant für die Funktion, die wir aus dem Herrndiskurs kennen: Er befiehlt. Er setzt dem Palaver am Platz des Anderen (S2) ein Ende: *Schluss jetzt! Es ist so, wie ich es sage!* Die anderen haben zu schweigen und damit hat es sich. Durch seinen Eingriff in S2 fixiert er eine Bedeutung. In der analytischen Arbeit ist es nicht anders. Wenn das Assoziieren auf einen S1 stößt, tritt Schweigen beim Subjekt ein. Ein Wort, ein Gedanke, ein signifikantes Element hat sich herauskristallisiert und Stillstand verordnet. Das Schweigen besagt: Mit dem Auftauchen des erratischen Signifikanten ist der Faden des Sprechens gerissen. Strukturalistisch gesehen ist ein S1, für sich allein genommen, sinnlos, im echten Wortsinn „stumm“. Damit er „sprechen“ kann, muss er mit anderen Signifikanten verknüpft werden, die ihn rückwirkend erklären und be-*stimmen*. Die Analyse muss also den gerissenen Faden aufnehmen und ihn mit den anderen Signifikanten verknüpfen, die im unbewussten Seelenleben des Subjekts eingeschrieben sind.

Um zum unbewussten Wissen des Subjekts (S2) vorzudringen, muss der Analytiker beim Patienten die Produktion von verdrängten Wünschen, Gedanken, Gefühlen und Affekten provozieren. Nur aus ihnen kann er herauslesen, warum und worauf das Patienten-Subjekt „abfährt“, warum und was es „genießt“, was ihm einen „Kick“ verschafft, kurz: worauf es fixiert ist. Wie ich in Teil 1 gezeigt habe, bauen sich derartige Fantasien rund um den Komplex des „verlorenen Objekts“ auf: orale Phantasmen, welche die „Brust“ beschwören; anale Phantasmen, welche die hygienische Disziplin gegen Liebe eintauschen; skopische Phantasmen, welche die Selbstdarstellung und Ich-Präsentation in der Öffentlichkeit beherrschen; invokatorische Phantasmen, die auf peinlichste Weise der Stimme des Gewissens gehorchen.<sup>99</sup> Wenn der Analytiker es schafft, das „Hochkochen“ derartiger Phantasiebildungen zu befördern, erfüllt er in dem Diskurs einmal mehr die Funktion des Objekts *a*. Er wird zur Ursache des Begehrens des Patienten und kann jetzt dessen Phantasmen als Chiffren der verlorenen Objekte *Brust, Kot, Blick, Stimme* lesen.

In Lacans Subjekttheorie steht Objekt *a* für diese primordialen Objekte der Lust – und zwar in diesem Sinn, als sie der Domestizierung und Erziehung des Menschen, also dem Anspruch des Anderen, geopfert werden mussten: Objekt *a* steht für die erzwungene „Opferung“ des Genießens und ist eine Art unauslöschliche „Erinnerung“ daran. Jetzt, in der *Übertragungssituation*, wenn die affektgeladenen Phantasmen „hochkochen“, offenbart sich dem Analytiker, wie das Subjekt mit der „Opferung“ fertig geworden ist. Er kann dessen Haltung gegenüber dem Anderen, der den Verzicht des Genießens einforderte, entziffern und erkennt an den Affekten, wie es psychisch verarbeitet worden ist: mit Unterwürfigkeit; mit dem Eintausch für Gegenliebe; voller Hass; mit Gefühlskälte oder Indifferenz.

---

<sup>99</sup> Siehe dazu meine Abhandlung „FUNKTION UND FORMEN DES OBJEKTS *a*“ auf dieser Website.

Ich spreche bewusst von „Hochkochen“, denn was sich in der sogenannten *Übertragungssituation* abspielt, ist äußerst emotional. Das Subjekt *überträgt* nämlich die Affekte, die den Erziehungsinstanzen gelten, auf den Analytiker. Dieser wird vom Subjekt z.B. an die Stelle des gehassten Vaters, der geliebten Mutter, des strengen Lehrers, etc. gesetzt. Der Analytiker muss das möglichst emotionslos hinnehmen und es ertragen, dass das Subjekt – *jetzt aktuell* – jene Situationen und Affekte *wiederholt* und regelrecht *ausagiert*, die sich damals in Auseinandersetzung mit dem Anderen bei der Opferung seiner Lust abgespielt haben. Er darf sich auf keinerlei Rivalitäten oder auf Ansprüche seines Gegenübers einlassen. Kurz: Er muss das regressive Agieren gewähren lassen, darf/sollte das Subjekt dabei keinesfalls unterbrechen oder es durch Deutungen beschwichtigen. Denn bloße Verbalisierung oder rein intellektuelle Erklärung greifen während der Übertragung nicht. Um eine therapeutische Wirkung zu erzeugen, müssen die Affekte zugelassen werden. Denn nur durch Abreagieren kann sich der Patient von seinen fixen Vorstellungen lösen bzw. sich zu ihnen auf Distanz bringen. Fink fasst es so zusammen: „Betrachtet man die Übertragung als *den Transfer des Affekts* (der durch Menschen und Ereignisse in der Vergangenheit evoziert wurde) *in das Hier und Jetzt des analytischen Settings*, so bedeutet dies, dass der Analysant eine ganze Reihe von Emotionen auf den Analytiker projizieren können muss, die in Bezug auf bedeutende Figuren aus seiner Vergangenheit und Gegenwart verspürt werden.“<sup>100</sup>

#### 5.1.1.4. Die *Deutung* und *Konstruktion* der Wahrheit durch den Psychoanalytiker

Nach der Übertragung liegt für den Analytiker eine Menge unbewussten Materials (S2) vor. Das Subjekt (\$) hat in seinem Ausagieren gezeigt, wo seine psychischen Verletzungen liegen, an die es sprachlich und reflexiv bislang nicht herangekommen ist. Es hat in der affektiven Wiederholung gezeigt, wie und wem es nachtragend ist. In dieser Phase der Analyse kann die Verknüpfung von S1 und S2 in Angriff genommen werden. Das ist ein schwieriges Unterfangen, denn S1 repräsentierte zwar das unbewusste Wissen (S2) des Subjekts, der Weg dahin war aber durch das Schweigen und Nicht-weiter-Können im Assoziieren blockiert: Mit S1 muss also ein „Fremdkörper“ in das Wissen (S2) integriert werden, und dieses Zusammenführen muss geschickt *konstruiert* werden. „Konstruiert“ deshalb, weil die Integration eines Fremden in ein Bestehendes einem variantenreichen Spiel gleichkommt; „geschickt“ deshalb, weil die Konstruktion für das weitere Leben des Subjekts tragfähig sein und ihm eine neue Offenheit gegenüber sich selbst und dem Anderen ermöglichen soll.

S1 in S2 zu integrieren heißt, eine *Deutung* der Geschichte des Symptoms zu versuchen. Die Symbolisierung von S2 durch den Analytiker muss eine Erklärung für die Blockade des Herrnsignifikanten (S1) liefern können. Das Subjekt konnte zu seinem unbewussten Wissen nie vordringen, weil die *Verbindung* von S1 zu S2 durch ein traumatisches Ereignis einer Verdrängung anheimgefallen ist. S2 *ek-sistierte* im Seelenleben des Subjekts bis jetzt lediglich als ein Kern des „Realen“, wie Lacan sagt, als ein von der Sprache ausgeschlossener Rest

---

<sup>100</sup> Fink (2019), S. 65f.

eines traumatischen Erlebnisses. Die Deutung muss das Reale in die Ordnung des Symbolischen überführen. Der ins Seelenleben eingravierte unbewusste Komplex muss quasi „belebt“ und dem Subjekt gegenüber verbalisiert werden: „Indem sie auf das Reale zielt, hilft die Deutung dem Analysanten dabei, in Worte zu fassen, was ihn fixiert sein ließ.“<sup>101</sup>

Eine Stoßrichtung der Deutung zielt auf das *Begehren* der Eltern ab, welche das Begehren des Subjekts ausgerichtet haben und in Schach halten. Der Analytiker weiß, dass das Begehren eines Kindes durch das Begehren seiner Eltern entsteht. Es erkundet schnell und sehr früh, was die Eltern bewegt und was sie antreibt, es möchte das primäre Objekt ihres Begehrens werden und beansprucht ihre Liebe. Weil die Eltern aber auch noch viel anderes zu tun haben, als ausschließlich ihr Kind zu lieben, bleibt dem Kind ihr Begehren ein Rätsel und es entwickelt jenseits seines Liebesanspruchs allmählich ein eigenes Begehren. Die psychoanalytische Deutung gibt dem Subjekt nun sinngemäß zu verstehen, dass dieser Schritt in die Entwicklung eines eigenen Begehrens gehemmt worden ist. Es sei am elterlichen Begehren *kleben* geblieben und habe auf diese Weise ein „entfremdetes“ Begehren entwickelt. Damit habe es die Struktur des Begehrens gründlich missverstanden, denn: *Das Begehren hat kein Objekt! Es will nichts Bestimmtes!* Eine psychoanalytische Deutung in diese Richtung kann das Subjekt dazu bringen, sich vom Begehren des Anderen zu emanzipieren und ein eigenes, freies Begehren zu entwickeln. Fink spricht in diesem Fall von der „Subjektivierung“ des Begehrens.<sup>102</sup>

Ein ähnlicher Deutungsansatz legt offen, dass das symptomgebundene Genießen mit den *Ansprüchen* der Eltern und der Bildung des *Ichideals* zusammenhängt. Das Subjekt hat sich in diesem Fall den Idealen seiner Eltern unterworfen und sein Leben ganz nach deren Wunschvorstellungen ausgerichtet: Berufswunsch, Karriere, Partnerwahl, etc. Das kann größte zwischenmenschliche Spannungen zwischen Eltern und Ich hervorrufen, wenn das hörige Subjekt später mit seiner eingenommenen Rolle unzufrieden wird. Dann schiebt es seinen Frust von sich ab und in ätzender Weise den anderen/dem Anderen zu. Die psychoanalytische Deutung kann versuchen, die Fixierung an den *Anspruch (Demande)* ( $\$ \diamond D$ ) aufzulösen und in die Position des *Begehrens* ( $\$ \diamond a$ ) zu transformieren. Fink nennt diese Operation *Dialektisierung*.<sup>103</sup>

Um die beiden Varianten der Fixierung an das *Begehren* und an den *Anspruch* des Anderen zu bearbeiten, ist im psychoanalytischen Prozess die *Neukonfiguration* der zugrundeliegenden Subjektposition erforderlich. Die Deutung konfrontiert das Subjekt mit seinen fundamentalen Tribschicksalen, wie ich sie in Teil 1 beschrieben habe: Unterwerfung unter die Sprache – Kastration und Installierung des Gesetzes – und die Anerkennung eines damit einhergehenden Verlustes an Genießen. Das Subjekt kann in dieser Konfrontation seine existenzielle Bedingtheit als Sprechwesen erkennen und den störrischen Herrnsignifikant seines Symptoms gegen den S1 des *Namen-des-Vaters* eintauschen, der die Sinnstiftung innerhalb der symbolischen Ordnung garantiert und entsprechende Formen des Begehrens im Rahmen des Lustprinzips (und *nicht* des Genießens) ermöglicht.

---

<sup>101</sup> Ebd., S. 76

<sup>102</sup> Ebd., S. 85

<sup>103</sup> Ebd., S. 96

Die *Deutungen* und *Konstruktionen* des Analytikers bringen die Genese des Symptoms mit der entsprechenden Subjektposition in Zusammenhang: Sie symbolisieren mit bestem psychoanalytischen Wissen und Können das von der Sprache ausgeschlossene Wissen des Subjekts (S2) und bringen es mit dem blockierenden S1 in einen Zusammenhang. Man könnte auch sagen, der Analytiker „bastelt“ eine Geschichte des Symptoms zusammen, die dem psychischen Problem des Subjekts möglichst nahe kommt und das Reale trifft. Im Diskursschema wird das durch den Pfeil: S2 → a angezeigt. Diese „Geschichte“ bietet der Analytiker nun dem Subjekt an. Weil/Wenn diese Geschichte gut „konstruiert“ ist, ist sie für das Subjekt nachvollziehbar und es kann sie – im wiederholten Durchdenken und mit erwachenden Erinnerungen – psychisch verarbeiten. Eine neue Sicht auf das vergangene und vor ihm liegende Leben tut sich dadurch auf.

Damit erreicht die Analyse ihr gesetztes Ziel: *Wo Es war, soll Ich werden*. Der *Diskurs des Analytikers* interpretiert diese Formel in zweifacher Weise:

Einmal *für das Subjekt*: Anstatt das Leiden zu wiederholen oder in Ersatzbefriedigung zu genießen, kann es sich jetzt bewusst mit der Geschichte des Symptoms auseinandersetzen.

Dann aber auch *für den Analytiker*, was Lacan so interpretiert:

An den Analytiker und allein an ihn ist diese Formel *Wo Es war, soll Ich werden* gerichtet (...) Wenn der Analytiker diesen Platz oben links einzunehmen versucht, der seinen Diskurs bestimmt, so gerade dadurch, dass er absolut nicht für sich selbst da ist. Da, wo es das Mehrgenießen, das Genießen des anderen war, soll Ich, indem ich den psychoanalytischen Akt äußere, kommen.<sup>104</sup>

### 5.1.2. Anmerkung zum Begriff der *Wahrheit*

Im „psychoanalytischen Akt“ wird gegenüber dem Subjekt die *Wahrheit* ausgedrückt – im Sinn des geflügelten Wortes von Ingeborg Bachmann: *Die Wahrheit ist dem Menschen zumutbar*. Hier ist allerdings anzumerken, was mit „Wahrheit“ gemeint ist. Die *Strichlierung* des Pfeiles von S1 zu S2 besagt nämlich, dass die dem Subjekt zugemutete Wahrheit keine volle Wahrheit ist, sondern eine *Geschichte*, eine *Fiktion*, wie gesagt: eine *Konstruktion* des Analytikers. Im *Diskurs des Analytikers* – und auch in den anderen Diskursen – kann es keine letzte Wahrheit geben, weil jeder Diskurs das Objekt *a*, das REALE, mit sich führt: den unauflösbaren Rest, der sich jeder Symbolisierung oder imaginären Darstellung entzieht. Was das Verhältnis von *Wissen* (S2) und *Platz der Wahrheit* angeht, sagt Lacan daher dies: „Was gewusst werden kann, wird im Diskurs des Analytikers gebeten, im Register der Wahrheit zu funktionieren.“<sup>105</sup> Aber, und das setzt er einschränkend immer dazu: „Die Wahrheit, man kann sie immer nur zur Hälfte sagen.“<sup>106</sup> Jenseits ihrer Hälfte gibt es nichts zu sagen. Das

---

<sup>104</sup> Lacan 17, S. 64f.

<sup>105</sup> Ebd., S. 138f.

<sup>106</sup> Ebd., S. 40

Wissen kann nie ein vollständiges und geschlossenes sein, weil das Sprechen in der Funktion des Signifikanten abläuft. Ein Signifikant braucht immer einen anderen Signifikanten, um sich zu definieren: um sich seiner zu vergewissern. Die „Vergewisserung“ kann kein Ende finden, weil das Spiel der signifikanten Verweisung offen und unabschließbar ist. Am Ort der *Wahrheit* steht deshalb immer nur ein *vorläufiges* Wissen (S2). Es ist ein rätselhaftes Wissen „über die Verbindung von Differenz, Gesetz, Sprache, Geschlecht, Begehren, Genuss und Tod“.<sup>107</sup> Es ist ein Wissen im Gleiten des Sinns innerhalb des Fließens der Signifikanten.

An diesem Punkt wird auch klar, warum der *Diskurs der Analyse* eine Umkehrung des *Diskurses des Herrn* ist, genauer gesagt, eine Verwindung desselben in die Figur des Möbiusbands:

$$\begin{array}{ccc} \underline{a} & \rightarrow & \underline{\$} \text{ (Analytiker)} \\ \text{S2} \dots\dots\dots & & \text{S1} \end{array} \qquad \begin{array}{ccc} \underline{\text{S1}} & \rightarrow & \underline{\text{S2}} \text{ (Herr)} \\ \$ & & a \end{array}$$

Im *Diskurs des Herrn* wird durch das vernunftgeleitete Sprechen des selbstbewussten Ichs die Wahrheit des Subjektseins ( $\$ \diamond a$ ) mit aller Macht des Herrnsignifikanten S1 unterdrückt. Im *Diskurs des Analytikers* wird das fundamentale Phantasma hingegen offengelegt. Deshalb steht dieser Diskurs am Rand oder in Grenzbereichen unserer Gesellschaft, die beherrscht ist von Lüge, Täuschung, Überredung und Rechthaberei.

---

<sup>107</sup> Lipowatz (1982), S. 226

## Ein paar Gedanken über die Verstricktheit des Menschen in einem Diskursmix

Ich mache diese Gedanken mit einem Rückblick auf die Einleitung dieser Abhandlung, in welcher metaphorisch vom „Rest“ innerhalb einer Gesprächsrunde die Rede war. Der „Rest“ in den Varianten des Objekts *a* (verlorenen Objekt, Restobjekt, Restgenießen, Mehrgenießens, Entropie, etc.) zog sich dann auch wie ein Leitfaden durch die Darstellung der vier Diskurse. Am Ende ist klar geworden, dass der Diskurs im Sinn von Lacan immer Bezug auf diesen Rest nimmt, ja dass er sich aus dem Rest des Genießens erschafft. „Der Diskurs rührt unaufhörlich daran“, er hat darin seinen Ursprung.“<sup>108</sup> Und weil das Objekt *a* in jedem Diskurs steckt und seine treibende Kraft darstellt, stößt jeder Diskurs auf „ein Element von Unmöglichkeit“: Denn dieser „Rest“ ist unauflösbar. Das ist eine „Strukturtatsache“, und in dieser Tatsache decken sich die vier Diskurse mit den drei unmöglichen Berufen von Freud (Regieren, Erziehen, Analysieren) und dem vierten vom Begehren getriebenen *Diskurs der Hysterie*.<sup>109</sup>

Eine „Strukturtatsache“ ist es auch, dass wegen dieses unauflösbaren Restes der Diskurs seine Wahrheit nie ganz, sondern nur in der rätselhaften Form des Halb-Sagens ausdrücken kann. Ein abgeschlossenes Wissen ist wegen der offenen Struktur der signifikanten Dynamik nicht erreichbar. Es kann zwar viel gewusst werden, aber es bleibt immer etwas offen, so z.B., wenn jemand mit der Stilfigur der doppelten Verneinung (Litotes) etwas lobt, wobei er nicht weiß, was das genau ist. Dann sagt er, wie ich es von meinem Vater kenne, zur hervorragenden Speise, die ihm meine Mutter zubereitet hat: *Das ist nicht ohne!*

Das Beispiel zeigt eine weitere „Strukturtatsache“, dass eine Privatperson nämlich nie der Träger eines Diskurses sein kann. Ich kann nicht sagen: *Das ist mein Diskurs*. Denn als Sprechender bin ich ein geteiltes Subjekt (\$). Wenn ich bewusst etwas aussage, spricht *gleichzeitig* immer etwas anderes unbewusst mit. Das ist der Grund, warum Lacan vor seinen Zuhörern nicht müde wird zu betonen, dass es nicht *sein* Diskurs ist, den sie eben hören. Er sagt dann gerne dies: „Über einen Diskurs – ich halte inne – *es ist nicht der meine*.“ Mit dieser Interjektion zeigt er an, dass er sich nicht als der Herr, sondern als das „Instrument“ des Diskurses sieht.<sup>110</sup> Was immer eine Person nach bestem Wissen und Gewissen aussagt, es trifft nie exakt das, was es sagen möchte, denn alle Diskurselemente „sprechen mit“. Denken wir nur an den Platz des Anderen im Diskurs. Das sind die Diskursteilnehmer oder ein Publikum. Von dort her, vom Anderen, wird der Sinn einer Aussage bestimmt.

Jeder Diskurs geht mit seiner „Strukturtatsache“ anders um. Das zeigt sich am deutlichsten darin, wie er seine Wahrheit verschweigt und seinen Machtanspruch rationalisiert. Wenn man das diskursive Verhältnis von *symbolischer Autorität* und *Macht* hinterfragt<sup>111</sup> und herausfiltert, welche Rolle der strukturellen Reihe *Gesetz – Namen-des-Vaters – Kastration – Verlust des Genießens* zukommt, ergibt sich folgendes Bild der „Vierfüßler“:

---

<sup>108</sup> Lacan 17, S. 88

<sup>109</sup> Ebd., S. 53

<sup>110</sup> Lacan 18, S. 8f.

<sup>111</sup> S. dazu Lipowatz (1982), insbesondere Kapitel VII, „Die symbolische Autorität“, in Teil XI.

- Im *Diskurs des Herrn* steht die Ausübung der Macht an oberster Stelle. Sie zeigt sich unverblümt nicht nur gegenüber dem Sklaven/Knecht, sondern auch gegenüber der subjektiven Bedingtheit des agierenden Herrn: Die Subjektspaltung und der Verlust des Genießens ( $\$ \diamond a$ ) werden in seinem diskursiven Handeln nicht zugelassen. Alles, was der Herr sagt, hat seine unverrückbare Bedeutung, alles – innerhalb seines Systems – hat seine Ordnung.
- Im *Diskurs der Universität* wird der Machtanspruch verschleiert, die Ausübung der Macht aber dennoch vollzogen, allerdings in rationalisierter Form. So täuscht die Wissenschaft vor, ihre Arbeit solle allen Menschen das Gute bringen: Konsumgüter ebenso wie Werte und Rechte (Demokratie, Freiheit, Menschenrechte). Ziel und Wahrheit des Diskurses ist es indes, durch Wissen Macht zu erreichen und die Triebkraft des Restobjekts *a* auszulöschen.
- Der *Diskurs der Hysterie* strebt einen Herrn und Meister an, der im Idealfall unzerstörbar wäre gleich einem Gott. In seinen Händen könnte das hysterische Subjekt endlich Frieden finden. In einer *Unio mystica* wäre alle seine Unzufriedenheit, die am Platz der Wahrheit durch das Objekt *a* vertreten und angetrieben wird, beseitigt.
- Während *Herr – Wissen – Hysterie* in einer jeweils eigenen Weise auf imaginäre Geschlossenheit und Macht abzielen, arbeitet der *Diskurs des Analytikers* im Gegenteil auf die symbolische Offenheit hin. Sein Diskurs widerstrebt jeder willkürlichen Einschränkung des Lebens durch Machtfantasien. Sein Ziel ist die Entzifferung des Unbewussten und die Durcharbeitung von Phantasmen, die ein Menschenleben einschränken. Auf diese Weise führt er seinen Anderen zurück ins symbolische Spiel des Begehrens, auch des Mehrgenießens, sofern es subjektiviert ist. Indem er dem Subjekt Einsicht in dessen Tribschicksale verschafft, ermöglicht er ihm Toleranz gegenüber den persönlichen Eskapaden und fördert – nach dem Titel von Freud – den Witz in seiner Beziehung zum Unbewussten.

Als „Instrument“ des Diskurses erscheint unser Sprechen und Handeln als Effekt einer „Strukturtatsache“: Vier Plätze und vier Funktionen machen den „Vierfüßler“ aus. Nun ist zu betonen, dass wir als diskursiv Handelnde nicht nur in einem einzigen, sondern immer in allen vier Diskursen verstrickt sind. Wir agieren nur kurzfristig „rein“ herrisch oder hysterisch, etc., in der Regel handeln wir völlig diskurs-durchmischt – einmal so, einmal so. Unser Tun setzt sich aus einem Diskursmix zusammen. Gerade das macht uns für die Mitmenschen interessant, oft auch rätselhaft. Umso mehr, je öfter wir die Diskursstrategien wechseln. Dasselbe gilt für das Zusammenspiel der Diskurse an sich. Sie treten nur dann rein und für sich isoliert auf, wenn sie eine entsprechende Bühne erhalten. In der Praxis geben sie das schillernde Bild einer Diskurs-Mixtur ab. So kann man nicht sagen, dass ein Diskurs historisch von einem nächsten abgelöst worden wäre. Auch wenn der *Diskurs des Herrn* als der älteste verzeichnet ist, so heißt das nicht, dass parallel zu ihm *Wissen, Hysterie, Analyse* nicht aktiv gewesen wären. Denken wir nur an das Orakel und die Sphinx oder an das Treiben in der antiken griechischen Götterwelt. Ebenso gilt für die synchrone Achse: Immer sind die vier

Diskurse miteinander verwickelt. Wohl deshalb gibt es immer einen „Wickel“ unter den Menschen.

An diesem Punkt stellt sich für manche die Frage nach der gesellschaftlichen Bedeutung gerade des *Diskurses des Analytikers*. Der „Herrndiskurs“ beherrscht unser Leben massiv: Wir kennen persönliche Auseinandersetzungen, Rechthaberei und Machtspiele bis in die Führungsebene der Weltmächte hinauf. Der „Wissensdiskurs“ beherrscht unser Leben ebenfalls massiv: Wir schwimmen in Informationsströmen, folgen dem Fachwissen von Ärzten und Produktherstellern, strampeln in den digitalen Netzen und Verkaufsmaschen der Konsumindustrie. Auch das „Hysterische“ beherrscht unser Leben massiv: Wir folgen Aufrufen zu Protesten und unterstützen Volksbegehren gegen systemhafte Ungerechtigkeiten. Aber wie stark ergreift uns der *Diskurs des Analytikers*? Warum stellt ihn Lacan in ein und dieselbe Reihe mit den anderen Diskursen? – Ich habe schon vielfach die Antwort gehört: *Lacan nimmt sich eben sehr wichtig. Der „Analytiker“, das ist halt sein „Ding“*. Das mag so sein, wenn man das Zusammenspiel der Diskurse auf den persönlichen Alltag beschränkt und in diesem so halbwegs zurechtkommt. Doch wechseln wir die Perspektive und blicken einmal auf das Geschäft des Analytikers. Womit hat er es zu tun? Mit Menschen, die unter Depressionen, Neurosen, Psychosen, Perversionen leiden, die traumatisiert sind, die Angriffe auf das eigene Leben und gegen das anderer verüben ... – Solche psychische Grenzphänomene prägen das Bild unserer Gesellschaft massiv. Mittendrin ist der *Diskurs des Analytikers* gefordert.

## Bibliografie

Fink (2015) = B. Fink, Das Lacan'sche Subjekt. Zwischen Sprache und Jouissance. – Turia + Kant, Wien – Berlin <sup>3</sup>2015

Fink (2019) = B. Fink, Eine klinische Einführung in die Lacan'sche Psychoanalyse. – Turia + Kant, Wien – Berlin 2019

Freud, Bd. 3 = S. Freud, Psychologie des Unbewussten. Studienausgabe, Bd. 3. – Fischer Verlag, Frankfurt/Main 1975

Freud, Bd. 5 = S. Freud, Sexuelle Leben (1905), Studienausgabe, Bd. 5

Freud, Bd. 6 = S. Freud, Hysterie und Angst, Studienausgabe, Bd. 6

Freud, Bd. 8 = S. Freud, Zwei Kinderneurosen. Aus der Geschichte einer infantilen Neurose [„Der Wolfsmann“], (1918 [1914]), Gesammelte Werke (Studienausgabe), Bd. 8

Freud, Ergänzungsband = S. Freud, Schriften zur Behandlungstechnik. Studienausgabe, Ergänzungsband

Freud (1932) = S. Freud, Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse (1932). – FTB 6390

Lacan 10 = J. Lacan, Die Angst. Das Seminar, Buch X. – Turia + Kant, Wien – Berlin 2010

Lacan 11 = J. Lacan, Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse. Übersetzt von Norbert Haas. – Walter-Verlag AG Olten 1978

Lacan 16 = J. Lacan, Von einem Anderen zum anderen. Das Seminar, Buch XVI (1968-1969). – Turia + Kant, Wien 2022

Lacan 17 = J. Lacan, Die Kehrseite der Psychoanalyse. Das Seminar, Buch XVII (1969-1970). – Turia + Kant, Wien – Berlin 2023

Lacan 18 = J. Lacan, Über einen Diskurs, der nicht des Scheins wäre. Das Seminar, Buch XVIII (1971). – Turia + Kant, Wien 2023

Lipowatz (1982) = A. Lipowatz, Diskurs und Macht. Jacques Lacan's Begriff des Diskurses. Ein Beitrag zur politischen Soziologie. – Guttandin & Hoppe (1982), Reihe Métro, Bd. 12

Postödipale Gesellschaft [Band 1] = Postödipale Gesellschaft [Band 1]. Herausgegeben von Tove Soiland, Marie Frühauf und Anna Hartmann. – Turia + Kant, Wien 2022

Ruhs (2010) = A. Ruhs, Lacan. Eine Einführung in die strukturelle Psychoanalyse. – Löcker, Wien 2010

Widmer (1990) = Subversion des Begehrens. Jacques Lacan oder Die zweite Revolution der Psychoanalyse. – FTB 4188, Frankfurt/Main 1990

Widmer (2004) = P. Widmer, Angst. Erläuterungen zu Lacans Seminar X. transcript-Verlag 2004